
Princeton University Library
32101 064744814


PRINCETON UNIVERSITY
-LIBRARY-
·The·
Kroetzschmar
von Kienbusch
·GERMANIC·
COLLECTION

Pädagogisches Magazin.

Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften.

Herausgegeben von

Friedrich Mann.

162. Heft.

Kuno Fischer

als

Litterarhistoriker.

Von

Hugo Göring.

I.



Langensalza,

Verlag von Hermann Beyer & Söhne,

Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler.

1901.

Preis 45 Pf.

Kuno Fischer

als

Litterarhistoriker.

Von

Hugo Göring.

I.

Pädagogisches Magazin, Heft 162.



Langensalza,
Verlag von Hermann Beyer & Söhne,
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler.
1901.

In meiner Programmschrift »Die neue deutsche Schule — ein Weg zur Verwirklichung vaterländischer Erziehung« (Leipzig, R. Voigtländers Verlag) habe ich den litterarhistorischen Werken *Kuno Fischers* den höchsten Rang unter den Bildungsmitteln als Lektüre in den oberen Klassen höherer Lehranstalten zur Einführung in die Litteraturgeschichte eingeräumt. Ohne mich auf einen Kampf gegen verkehrte Behandlung dieses wichtigen Unterrichtsstoffes einzulassen, wie ich sie auf vielen Hospitationsreisen in den letzten 20 Jahren beobachtet habe, will ich in *Kuno Fischers* Werken das Vorbild zeigen, wie Dichterwerke auf höheren Lehranstalten, ja auch auf Hochschulen behandelt werden müssen. Dies ist um so zeitgemäfser, als man neuerdings anfängt, sich in Kleinkram und Spezialistentum zu verlieren, statt den Weitblick über dieses wichtige Geistesgebiet zu wahren.

Litteraturgeschichte wird nur da richtig verstanden und vorgetragen, wo man sie als Grundlage der Weltanschauung, als Quelle des Idealismus, des Zieles aller Jugenderziehung, zur Geltung bringt.

Niemand hat dies mit solcher Energie gethan wie *Kuno Fischer.* Wäre *Kuno Fischer* nicht schon durch seine Monographieen über *Schiller* und über *Shakespeares* Charakterentwicklung Richards III. zu dem verdienten Rufe eines Litterarhistorikers gekommen, in welchem

nicht nur der Philolog, Historiker und Ästhetiker sich geltend macht, sondern auch der lebenskundige Philosoph zu seinem Rechte kommt, so würden seine Vorträge über *Goethes* »Faust«, die er in der »Deutschen Rundschau« (Jahrgang IV, Heft 1 und 2) veröffentlichte, die Aufmerksamkeit erregt haben. Diese Abhandlungen gab *Kuno Fischer* 1878 unter dem Titel heraus: »Goethes Faust. Über die Entstehung und Komposition des Gedichtes.« Stuttgart, J. G. Cotta. Auf 224 Seiten behandelte er sein Thema in so origineller Auffassung, dafs dadurch eine ganze Flut von Faustlitteratur hervorgerufen wurde. Äufserlich mufste daran jedem Kenner die Eigenart des Verfassers ins Auge fallen, die sich in der Sorgfalt und bis zur Natürlichkeit greifbaren Kunst äufserte: eine Geistesarbeit in ihrer Entstehung von den blassesten Gedankenansätzen bis zum vollendeten Kunstwerk zu verfolgen und den Leser in die Werkstätte eines jahrhundertelangen zu immer gröfserer Reife fortschreitenden Denkprozesses zu führen. Das ist die geistvolle Methode *Hegels,* in deren praktischer Ausbildung *Kuno Fischer* anerkannter und unübertroffener Meister geworden ist. In der kunstvollen Anwendung dieses Arbeitsprinzipes blieb er seinem philosophischen Lehrer treu und hat ihn dadurch auch noch für unsere Epoche fruchtbar gemacht, während er sich von dessen Denkinhalte vollkommen befreit hat.

»Das Gedicht, von dem ich sprechen will, ist der tiefste Ausdruck eines poetischen Lebens, eines der gröfsten und reichsten, welche die Welt sah, eines Zeitalters, eines Volksgeistes. In dem Umfange unserer gesamten Litteratur wird kein zweites Gedicht zu nennen sein, von dem man sagen kann, dafs sein Name und Ruhm so weit reicht als die äufsersten Grenzen der Kunde deutscher Dichtung, kein zweites, in welchem der deutsche Geist so sehr eine Urkunde seiner innersten Eigentümlichkeit erkennt, das er wie das Buch seines Geheimnisses betrachtet und darum mit einer Liebe ergriffen hat, die keine Kritik je

wegzureden oder zu erschüttern vermag,« — mit diesen Worten begrenzt *Kuno Fischer* sein Thema. Er weist nach, wie tief der Stoff der Faustdichtung mit dem deutschen Geiste verwachsen ist, und wie *Goethe* sich in die verschiedenen Formen eingelebt hat, in denen er aufgetreten ist. Daraus ergiebt sich schon die Folgerung, dafs *Goethe* seine Dichtung keineswegs aus e i n e r Idee konzipiert, keineswegs in einem Gusse vollendet habe. Es sind vielmehr sechzig Jahre darüber vergangen, durch viele und grofse Pausen unterbrochen. Plan und Grundidee haben sich während dieser Zeit verändert, das Gedicht hat sich mit dem Dichter entwickelt, einzelne Teile, in dem Gedichte unmittelbar verknüpft, sind in ihrer Entstehung durch weite Zeiträume getrennt, ihrem Inhalte nach wie durch eine Kluft geschieden. Seine lebendigste Einheit hat es nur in der Person und Entwicklungsgeschichte des Dichters. *Goethes* Gedicht vom Faust ist sein Lebensgedicht, welches nur aus dem Entwicklungsgange des Dichters erklärt werden kann.

Damit ist der Weg der Erklärung des Werkes gezeigt. Zum Ziele führt demnach nur die Beantwortung der Frage nach der Ausbildung der Faustsage vor *Goethe*, nach der Entstehung und Entwicklung der Faustdichtung in *Goethe* und nach dem Plane und den Teilen der Dichtung.

Die Quelle der Faustsage ist die Magussage im heidnischen Altertum und im christlichen Mittelalter. Im Altertum ist Pythagoras der Magus, ein Wunderthäter im Bunde mit den Göttern, später Apollonius von Tyana. Das Christentum gestaltet den göttlichen Charakter des Magus zum Diabolischen: die Magie erscheint als Abfall von Gott und als Bund mit dem Bösen. Dem Christentum erscheint das Streben nach dem Besitze der höchsten Kraft als Selbstsucht: es fordert Liebe zu Gott und Weltentsagung. In Simon Magus stellt es den Gegensatz zu seinem eigenen Wesen hin. In der mittelalterlichen Vorstellungsweise tritt eine göttliche, der Kirche verliehene

Magie auf, die im Namen und in der Kraft des heiligen Geistes geübt wird und die Macht des Teufels und der Hölle besiegt. Der gottlose Magus ist gerettet, wenn er selbst im letzten Augenblick die Hand nach der Kirche ausstreckt. Reformation und Renaissance lassen auch den Glauben an die kirchliche Magie als widerchristlich erscheinen: selbst die Magie kirchlicher Werke ist heillos und führt zu tragischem Ende. So wird die Magussage des 16. Jahrhunderts zum Stoff eines erschütternden Volksdramas. Dazu bringt die Renaissance den Zug des Titanischen in die Sage: man beschäftigt sich mit der Natur, freilich regellos und ohne Methode. Man sinnt auf zwei Grofsthaten: Gold und Leben zu schaffen: den Stein der Weisen und die Panacee zu finden. Aber das tiefere Ziel und Streben dieser magischen Lebensanschauung ist Gott und das Mysterium der Dinge. Dazu führt die Mystik.

Damit hat *Kuno Fischer* die Grundzüge der Magussage lichtvoll dargestellt. Er hat die leitenden Gesichtspunkte gegeben, die zum Verständnis der Faustsage führen. Er beleuchtet die Faustgestalt der Geschichte und Sage, den Ausdruck derselben in den Volksbüchern, dem Volksschauspiel, in *Marlowes* Tragödie und im deutschen Puppenspiel. Der Stoff ist für die deutsche Dichtung so weit gereift, dafs ein Geist wie *Lessing* ihn ergreift und fortbildet. Bei ihm kann der titanische Zug in Faust, der Wissenstrieb, nicht zum Untergange führen: das Promethëische ist nicht diabolisch! Faust soll gerettet werden und wird gerettet. Dadurch ist die Aufgabe der Faustdichtung für *Goethe* reif geworden.

In prägnanter Darstellung folgt nun *Kuno Fischer* Schritt für Schritt der Entwicklung des inneren und äufseren Lebens *Goethes*, mit welchem die Idee seines »Faust« wuchs und sich veränderte. Das Ergebnis seiner Untersuchung ist der Nachweis eines Widerstreites zwischen der alten und der neuen Faustdichtung *Goethes:* »In der Anlage der alten Dichtung finden sich Elemente, die in der neuen spurlos verschwinden; die letztere folgt

einer Grundrichtung, welche der ersten schnurstracks zuwiderläuft. Es giebt vielleicht keinen gröfseren Beweis für die fesselnde Gewalt des Gedichtes, als dafs die meisten den *Goethe*schen »Faust« lesen, ohne zu merken, dafs sie in einer Reihe von Stellen das Gegenteil von dem vernehmen, was sie eben gelesen haben« (S. 164). Schon in der ersten Szene, der zweifellos ältesten, beschwört Faust in seinem Drange nach Erkenntnis und Leben den Erdgeist, das Bild des irdischen Lebens im Grofsen, gegen den der winzige Mensch in nichtiger Ohnmacht erscheint. Obgleich der Erdgeist zu einer führenden Rolle in der alten Dichtung bestimmt war, findet sich doch in der späteren Dichtung keine Spur mehr von ihm. In der alten Dichtung ist Mephistopheles der »Gefährte« des Faust, kein Satan, kein Höllengeist sondern ein Elementargeist irdischer Natur, den ihm der Erdgeist zugesellt hat. Nach dem Plan der ersten Dichtung verkehrt Faust nicht mit dem Höllenreiche, sondern mit dem Erdgeist. In der ersten Faustdichtung fehlen aus der Volkssage Gott und Teufel: Die spätere Dichtung ist eine Wiederannäherung an die alte Sage. Das Motiv der neuen Dichtung ist die Wette zwischen Faust und Mephistopheles, Fausts Versuchung und Lebensprobe. In der alten Dichtung kann unmöglich der von Lebens- und Weltdurst verzehrte Faust, der den Erdgeist begehrt, mit Mephistopheles, einem Diener des Erdgeistes, auf die Bedingung wetten: »Du wirst mich nie befriedigen!« Denn gerade diese Befriedigung verlangt Faust vom Erdgeist. Der Teufel des Prologs, der die Vernunft des Menschen verspottet, kann in seinem zweifellos aufrichtigen Selbstgespräch nach der Wette mit Faust unmöglich dieselbe Vernunft als »des Menschen allerhöchste Kraft« preisen, deren Verachtung den Menschen unbedingt in den Abgrund stürze. Ebenso unmöglich sind nach der Wette die Worte des Mephistopheles: »Er wird Erquickung sich umsonst erflehn.« So kommt *Kuno Fischer* zu dem Schlufs, dafs diese Worte lange vorher gedichtet waren,

dafs mithin der Mephistopheles der Wette in die neue, der Mephistopheles des Selbstgespräches in die alte Dichtung gehört. Wie Faust im weiteren Verlaufe der Dichtung die Wette verliert, ohne dafs Mephistopheles zugreift, was er nach der Wette thun müfste, das weist *Kuno Fischer* in einleuchtenden Ausführungen nach.

So tritt die Frage auf: Was war die Idee, die dem Dichter in seiner ersten Faustdichtung vorschwebte, die auf der Sturm- und Drangzeit entstand? Offenbar lag ein genau berechneter Plan nicht vor. Was hat den Dichter veranlafst, statt der über- und unterirdischen Mächte der Sage einen irdischen Dämon einzuführen? Die kurze Antwort kann lauten: *Goethe* schildert sich selbst in seinem fordernden Drange nach höchsten Leistungen, nach Natur im Gegensatz zu der das Jahrhundert beherrschenden Unnatur. »Ich vergegenwärtige mir,« sagt *Kuno Fischer*, »das naturwidrigste Leben, ein Dasein, hingebracht unter Bücherstaub, verlebt in fruchtlosem Grübeln, nicht das Leben eines Büchermenschen, der sich im Staube wohlfühlt, sondern ein geniales Leben voll Feuer und Kraft, getrieben von heifsem Wissensdurst, immer hoffend, der Staub werde sich lichten und die Quelle zu Tage kommen, die den Labetrunk bietet, immer wieder getäuscht und von neuem entsagend, alle Regungen und Triebe jugendlicher Lebenslust gewaltsam unterdrückend aus Liebe zur Wahrheit, sich an das Bücherpult schmiedend wie an eine Galeere: hier mufs der Moment kommen, wo eine solche Natur die Qual nicht mehr erträgt, sich losreifst, den Staub abschüttelt und die unterdrückte Sehnsucht nach Leben und Natur unwiderstehlich wie ein Feuerstrom hervorbricht. Jetzt verstehe ich Wort für Wort den Anfang des *Goethe*schen Faust.« Die Gewifsheit der Verzweiflung drängt Faust nicht nach der Hölle, sondern nach der Natur, die ihn retten soll. Die Magie des *Goethe*schen Faust hat nichts mit der Hölle gemein: es ist die Zauberkraft des Genies, der Drang, die Natur zu erleben. Darum sucht er nicht mehr

aus dem Buche Rettung, er fordert den Geist der Erde, den Genius alles irdischen Daseins, die Erdenwelt im Leben der Natur und Menschheit. Der Erdensohn beschwört den Erdgeist, aber zwischen dem Büchertisch und dem Thatensturm in den Fluten der Welt, zwischen dem Herzenswunsche und der Erfüllung in der Wirklichkeit, liegt eine weite Kluft: der Abstand zwischen Faust und dem Erdgeist.

Diese Konzeption des Faust ist von der früheren Faustsage sehr weit entfernt: sie steht in vollem Einklang mit dem genialen Naturalismus der Sturm- und Drangzeit. Am Erdgeist scheitert Faust. Macht steht gegen Macht. Faust ist dem Mafs und den Schranken unterworfen. Aus diesem Konflikt geht das tragische Schicksal hervor, welches das richtige Mafs wieder herstellt.

Im einzelnen führt *Kuno Fischer* noch aus, wie sich der Teufel der Volkssage in *Goethes* Mephistopheles zu einem Doppelwesen gestaltet, wie *Goethes* Fausttragödie eine Doppeldichtung ist, wie sein Mephistopheles in der ersten Dichtung ein irdischer, in der zweiten ein satanischer Dämon ist, wie dort hinter ihm der Erdgeist steht, hier ihm gegenüber der Herr, wie er dort einen Auftrag erfüllt, hier auf eigenen Gewinn und Verlust spielt.

Es ist begreiflich, dafs diese in ihrer Feinheit überraschende Analyse des *Goethe*schen »Faust« nicht nur Aufmerksamkeit erregen, sondern auch Widerspruch hervorrufen mufste. Es erschien keine Schrift über »Faust«, die nicht Stellung zu der angeregten Frage nahm. Bald war die Schrift *Kuno Fischers* vergriffen. Im Jahre 1893 erschien die dritte Auflage: »Goethes Faust nach seiner Idee, Entstehung und Komposition« (Stuttgart, J. G. Cotta). Es ist ein Buch von 480 Seiten geworden. Jedes Kapitel hat wertvolle Zusätze erhalten. Aus den fünf Kapiteln der ersten Schrift sind in der neuen Auflage zwanzig geworden. Mit bessonderer Sorgfalt hat *Kuno Fischer* die Entwicklung der Dichtung in *Goethes* Leben behandelt. Mafsvoll und fein setzt er sich mit

seinen Gegnern auseinander, insbesondere mit *Fr. Th. Vischer* (S. 377 ff.) und stützt die Ergebnisse seiner ersten Untersuchung mit neuen Gründen. Mit grofser Sorgfalt verfolgt er den Ursprung und Charakter der Magussage, die Entstehung der Faustsage und die Volksbücher. Völlig neue Zusätze sind eine Reihe von Kapiteln, welche die Einwirkung und das Urteil der Zeitgenossen, die künstlerische Darstellung (Zeichnung, Musik und Bühne) behandeln und der Analyse der Dichtung gelten. Überaus anziehend und lichtvoll ist am Schlufs die von Szene zu Szene fortschreitende Reproduktion des *Goethe*schen »Faust«, die der Verfasser in einer besonderen Arbeit fortzusetzen verspricht. Am Schlufs fafst er das Ergebnis seiner Untersuchung zusammen (S. 470 f.): »Dafs *Goethe* die eigene Lebensfülle wie einen ungestümen Feuerstrom in seine jugendliche Faustdichtung ergossen und in ihrem Helden so viel unverbrauchte, von keinem tragischen Schicksale zu erschöpfende, darum zukunftsvolle Kraft niedergelegt hatte, verlieh seinem Faust jenen hinreifsenden Eindruck, der seit dem Fragment durch ein Jahrhundert fortgewirkt, von Geschlecht zu Geschlecht sich verstärkt und besonders die zukunftsvollen Gemüter magisch getroffen hat. Etwas Ähnliches kommt nie wieder. Einen solchen Menschen zu schaffen, vermochte keine planvolle Idee, nur der lebensvollste, geniale, von der Gewalt des dunklen Dranges bewegte Ergufs.«

Diesen Gedanken ergänzen die von *Kuno Fischer* citierten Äufserungen *Goethes* aus dessen letzten Tagen: »Der Faust ist doch etwas ganz Inkommensurables, auch mufs man bedenken, dafs der erste Teil aus einem dunklen Zustande des Individuums hervorgegangen; aber eben dieses Dunkel reizt die Menschen.« »Der erste Teil ist fast ganz subjektiv, es ist alles aus einem befangeneren, leidenschaftlicheren Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel den Menschen auch so wohlthun mag.«

Der Verfasser schliefst mit den Worten (S. 472): »Die Einheit der Fausttragödie liegt in der Person und Ent-

wicklung des Dichters und ist darum lebendiger, ursprünglicher, umfassender als jeder ausgedachte und von vornherein festgestellte Plan. Man wird die Dichtung besser verstehen und eine Menge falscher Folgerungen wie öder Kontroversen vermeiden, wenn man die Voraussetzungen richtig stellt und die Wege erleuchtet, die zur Entstehung und Fortbildung des *Goethe*schen »Faust« geführt haben. Darin bestand die Aufgabe und das Thema dieses Buches.«

Es ist bekannt, dafs *Kuno Fischer* alle zwei Jahre an der Universität Heidelberg wie früher in Jena Vorträge über »Faust« hält. Sie gehören zu den Glanzpunkten der Universität.

Gleich grofs und anziehend wie das Faustthema war die Aufgabe, *Lessing* als Reformator der deutschen Litteratur zu zeichnen. *Kuno Fischer* hat diese Aufgabe vortrefflich gelöst in der Festschrift, die er aus Anlafs der Säkularfeier *Lessings* unter dem Titel erscheinen liefs: »G. E. Lessing als Reformator der deutschen Litteratur dargestellt.« Erster Teil: Lessings reformatorische Bedeutung. »Minna von Barnhelm.« »Faust.« »Emilia Galotti.« — Zweiter Teil: »Nathan der Weise.« Vierte neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 1896.

Wenn irgendwo, so treten in diesem Werke die schriftstellerischen Vorzüge *Kuno Fischers* hervor. Wer sich in diese Arbeit vertieft, wird ihr Stunden echter Weihe und wahrer Erhebung verdanken. Hier zeigt sich *Kuno Fischers* Eigenart: die wunderbare Verbindung wissenschaftlicher Tiefe und dichterischer Phantasie, dialektischer Schärfe des Gedankens und bezaubernder Anmut der Darstellung. Ein Schriftsteller von solchen Eigenschaften, der dabei auf dem festen Boden einer gesicherten Lebenserfahrung und philosophischen Weltauffassung steht, der aus dem Reichtum inneren Lebens schöpft, der nur sagt, was er mit der Menschheit durchlebt hat, — ein solcher ist berufen, als Litterarhistoriker aufzutreten und das mannigfaltige Getriebe der menschlichen Interessenwelt

zu zeichnen. Und wie reich ist das Bild, welches die Geistesarbeit *Lessings* darbietet! Aber dieses in seiner ganzen Vielseitigkeit fest zu erfassen und getreu zu reflektieren, das vermochte nur ein Geist, der einem *Lessing* kongenial ist, der *Lessing*sches Wesen in sich hat: und wer das ist, das wird jeder erfahren, der die genannte Schrift zur Hand nimmt. In ihr fehlt nicht ein Zug, der die Eigenart *Lessings* ausmacht. Wollen wir sagen, wie der Verfasser seiner Aufgabe gerecht wird, so folgen wir schrittweise seinen Ausführungen. Was man nur Frische und Lebendigkeit der Auffassung, Wärme und Anmut der Darstellung, natürliche Folgerichtigkeit der Beweisführung, ungezwungene Festigkeit in der Gruppierung des umfassenden Stoffes, endlich Sicherheit in der eleganten Durchführung eines Parallelismus zwischen einer logischen Deduktion und ihrem induktiven Beweis aus den objektiven Thatsachen nennen kann, das sind die konsequenten Vorzüge der *Fischer*schen Schrift. Das ganze Werk ist eine natürliche Stufenreihe von Beweisen, die zu dem Schlufssatze führen sollen, dafs *Lessing* der Reformator der deutschen Litteratur ist. Diese Behauptung enthält nichts Neues, aber die Beweisführung umfafst so viel Originales, dafs man über die Fülle neuer Gesichtspunkte staunen mufs, die das Werk bietet.

»Nationale Thaten epochemachender Art reifen langsam und werden in allmählichem Fortgange vorbereitet, bis sich der Zeitpunkt erfüllt, der den Durchbruch des Neuen sicher und siegreich entscheidet: so unverkennbar, dafs er die empfänglichen Gemüter des Zeitalters ergreift; so mächtig, dafs ihn nichts mehr ungiltig und rückgängig machen kann. Ein solcher Durchbruch ist eine reformatorische That, durch viele angestrebt, durch den Entwicklungsgang der gesamten Nation bedingt, durch einen einzigen entschieden. Denn sie erfordert allemal die eminente persönliche Kraft. Der Mann, durch dessen eminente persönliche Kraft diese That vollbracht wurde, ist G. E. Lessing.«

Das ist das Thema, welches der Autor klar hinstellt, welches er »von einem dem nationalen Bewufstsein und der allgemeinen Bildung nächstgelegenen Gesichtspunkt aus behandelt: Und das Ziel seiner Ausführungen zeichnet der Verfasser genau mit den Worten: »Wir sehen in *Lessing* den Reformator unserer Litteratur, insbesondere den unserer dramatischen Poesie und Lebensanschauung. Hätte *Lessing* nicht die Kraft gehabt, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, das Bild des Lebens umzuwandeln und von hier aus dem Körper der Zeit den Spiegel vorzuhalten, so würde er auch nicht auf den Gebieten der wissenschaftlichen und gelehrten Litteratur, dem ästhetischen, philosophischen, theologischen u. s. w., jene Stärke besessen haben, die jede seiner Spuren, wo er nur auftrat, unvertilgbar gemacht hat. Denn es kommt in der Reformation geistiger Objekte nicht blofs auf das an, was man sagt und lehrt, sondern wie man es sagt, auf den persönlichen Charakter voller Klarheit und Energie, der jedes Wort durchdringt und demselben die unwiderstehliche Kraft mitteilt; auch ist es noch nicht genug, dafs man auf die beste Art erklärt nnd vorschreibt, wie die Dinge geschehen sollen und umzugestalten sind: man mufs selbst Hand an das Werk legen und thun, was man sagt.« Hiermit ist schon das ganze Wesen *Lessings* angedeutet.

Im einzelnen mufs nun der Autor znnächst die Situation der Zeit kennzeichnen, in welche die Reformthat *Lessings* fällt. Da bietet sich ihm die Parallele mit der Reformarbeit auf dem Gebiete des universellen Wissens, der Philosophie, dar; mit *Lessings* Kunstkritik fällt *Kants* Vernunftkritik und Friedrichs des Grofsen kritische Erkenntnis der Kunst des Herrschens zusammen, und »ohne Friedrich wäre Preufsen, ohne *Lessing* die deutsche Poesie und Litteratur, ohne *Kant* die deutsche Wissenschaft nicht geworden, was sie sind: Grofsmächte.« Doch auch zurück mufs sich der Blick wenden, um die Bedingungen zu solchen Geistesthaten zu erkennen, welche die Natur der

Sache wie neugeboren aus der Natur des Menschen hervortreten liefs; er haftet auf der Reformation, welche die Geistesfreiheit schuf, sowie auf der Renaissance, welche die Geistesbildung mitteilte. Doch noch weit sind wir von dem Durchbruch zu eigener Originalität entfernt; erst mufs das Stadium schülerhafter Unfähigkeit und der Dichtungsfabrikation nach äufserlichem Rezept, die Zeit der Poetik ohne Poesie überwunden werden. Die Anfänge natürlichen Denkens und Dichtens kommen spät; von ihnen wurde *Lessing* berührt und früh zu ähnlichen Produktionen angeregt, die in Hagedorn ihr Vorbild hatten; aber bald gestalteten sich seine Arbeiten selbständig und erreichten die Höhe reformatorischer Leistungen. Und welche Bedingungen mufsten erfüllt werden, wenn *Lessing* die Wiedergeburt der deutschen Litteratur, die Befreiung von der überlieferten fremdländischen Renaissance, von der erlernten, nachgeahmten, gelehrten Bildung, von der Büchergelehrsamkeit und der nur im Buche stehenden Poesie schaffen sollte, wie es seine Aufgabe war? Zunächst mufste er, wie *Kuno Fischer* ausführt, der grofse Litterator sein, um im selbständigen Besitze der Gelehrsamkeit den Ballast von den wertvollen Gütern unterscheiden zu können; dabei erachtete er kein Moment für zu gering, um es zu erfassen, kein falsches Urteil für zu unbedeutend, um es zu widerlegen; so erklärt sich seine Lust »Rettungen« zu schreiben. Derselbe Wahrheitstrieb macht aus ihm den für alle Zeiten vorbildlichen Kritiker, der statt der Tradition die Quelle, statt der Kopie das Urbild, statt der Nachahmung das Original, statt der Schule den Meister gelten läfst; »die in der Originalität und im Genie begründete Verwandtschaft erkannte *Lessing* und wies darum zugleich auf die Alten und auf *Shakespeare.*« Die Einsicht in die Naturwahrheit solcher Vorbilder führt ihn zu der Frage nach den einfachsten und ursprünglichsten Bedingungen aller Kunst, diese wieder zu Problemen allgemeiner Natur, zu religiösen und theologischen Aufgaben: so wird er Philosoph. Aber er wäre

nicht der Reformator unserer Poesie geworden, wenn er nicht selbst Poet gewesen wäre, der die eindringende und erschütternde Kraft des dramatischen Vermögens besafs; und nie ist die Wechselwirkung zwischen Dichtung und Einsicht, zwischen Vollbringen und Wissen im Gebiete der Poesie intimer und fruchtbarer gewesen als in ihm. »*Lessing* der Kritiker ist der sich selbst klare, einleuchtende, sein eigenes Schaffen völlig durchschauende Dichter.« In ihm ist der Standpunkt der poetischen, produktiven, genialen Kritik verkörpert, die das Genie nicht erzeugt, aber erkennt und erzieht, nicht macht, aber besser macht und vom falschen Wege auf den richtigen, von der Unnatur zur Natur führt. In seiner Schreibart endlich, die vollkommen Natur ist und gar nichts Gekünsteltes hat, vereinigen sich alle Kräfte, über die er verfügt; ihm ist der Zauber der Klarheit verliehen wie keinem Zweiten, sein Stil ist die Kraft selbst; sein Denken ist ein beständiges Prüfen, er stellt sich die Frage, sucht und findet die Antwort, macht sich die Einwürfe, die neue Fragen hervorrufen: so entsteht der natürliche Dialog, der seine Stärke ist; da die Deutlichkeit der Ideen die Schärfe der Gegensätze verlangt, so wird das Epigramm recht eigentlich *Lessings* poetische Virtuosität und bildet den Grundcharakter seiner Gedichte, selbst wenn sie nicht so heifsen; und was er tiefsinnig gedacht und auf das Klarste bewiesen hat, das versteht er im anschaulichsten Bilde, in der einfachen Fabel, zu erzählen, deren Meister er ist. Diese Vorgänge machen *Lessing* zu dem gröfsten deutschen Schriftsteller.

Dies ist die Skizze, die *Kuno Fischer* von dem inneren Wesen des Reformators der deutschen Litteratur entwirft. Wer möchte ihr einen charakteristischen Zug beifügen, wer einen ausscheiden? Und was hier prägnant angedeutet ist, das erweitern die folgenden Kapitel des inhaltreichen Werkes von dem bereits bezeichneten Standpunkt aus zu einem Gemälde von vollendeter Schönheit. Was sich auf dem Hintergrunde der drei Meisterdramen

unseres Dichters aus dessen innerem Leben in natürlicher Gruppierung des Stoffes heranziehen liefs, um die Bedeutung jener drei Hauptgestalten in das glänzendste Licht zu stellen, das hat der Autor gethan.

Um uns »Minna von Barnhelm« im Zusammenhange der Zeitströmung und des gesamten inneren Lebens des Dichters erscheinen zu lassen, geht *Kuno Fischer* von dem Zustande des Dramas vor »Mifs Sara Sampson« aus. Dies war, wie unser Autor sagt, »standesgemäfs«; es sollte menschlich werden. Der dritte Stand forderte seine Gleichberechtigung erst auf der Bühne, dann im Staate; die poetische Revolution war eine Vorläuferin der politischen. In der Umgestaltung des von den Engländern herrührenden bürgerlichen Trauerspiels zur Familientragödie erkannte *Lessing* seine nächste Aufgabe; er dichtete »Mifs Sara Sampson«, schuf jedoch damit weder ein nationales Drama noch ein gelungenes Kunstwerk. In humoristischer Kürze deutet *Kuno Fischer* den Mangel einer Motivierung des tragischen Ausgangs an, den Mellefont durch seine charakterlose Nachgiebigkeit herbeiführt: »Ich mufs es doch thun, denkt Mellefont, sonst kommt die Tragödie nicht zu stande. So aber macht sich nicht die Handlung, sondern — um mit *Lessing* zu reden — der Rummel einer Tragödie.«

Das echt deutsche Drama, welches der Dichter selbst theoretisch gefördert hatte, mufste sein wie die schicksalsvolle Zeit, welche damals Deutschland umgestaltete, es mufste gegenwärtig sein wie der Tag, mit dem die Epoche Friedrichs des Grofsen angebrochen war. Was *Gleim* und *Kleist* angebahnt, das trat mitten unter den Eindrücken des siebenjährigen Krieges in vollendeter Form als »Minna von Barnhelm« hervor.

An der Analyse dieser Dichtung zeigt der Autor seine individuell künstlerische Fähigkeit, das Werden seines Objektes anschaulich zu machen. Er versetzt sich in die Situation des Dichters vor der Ausführung seines Werkes und stellt die Probleme fest, um deren Lösung es sich

handelt. Die auf diese Weise dem Leser dargebotene Einsicht in die Schwierigkeiten der Aufgabe begründet die volle Gerechtigkeit einer geschichtlichen Betrachtung der Vergangenheit und gewährt zugleich einen Einblick in die Natur des poetischen Schaffens, dessen Geheimnis der scharfsinnige Psycholog so weit enthüllt, als es sich einem ebenbürtigen Geiste darbietet. In diesem Sinne weist der Verfasser die anregenden Momente nach, die den Charakter der Zeit ausmachten und das genrebildliche Material zu den Gestalten des genannten Dramas lieferten. Er knüpft daran eine Reproduktion der Fabel des Stückes, in der er schon das ganze dramatische Leben der Dichtung entwickelt. Überraschend originell ist die Ableitung der Handlung aus der Individualität der Hauptpersonen der Dichtung sowie die feinsinnige Darlegung der Exposition des Dramas. »Es giebt Naturen,« sagt *Kuno Fischer*, »welche die köstliche Gabe besitzen, von Grund aus glücklich zu sein und zu machen, die durch ihre heitere Gemütsart wie ein heller, warmer Frühlingstag in der Welt leuchten, das Leben sich und anderen erleichtern und erquicken, ohne dafs Tiefe, Innigkeit und Treue des Herzens, die Kraft der Hingebung und aufopfernde Liebe den mindesten Abbruch erleidet. Solche Gemüter haben nichts Problematisches, nichts von dem Leichtsinn, der auf der Oberfläche des Lebens hinflattert, dem Schmetterlinge gleich, der doch nur von der Raupe herkommt und nicht höher fliegt als der Staub. Es ist höchst selten, dafs sich die Tiefe und der Ernst der Empfindung ohne alle Empfindsamkeit mit dem »holden Leichtsinn der Natur« ohne alle Flatterhaftigkeit in demselben Gemüt vereinigt. Eine solche seltene, in ihrer Klarheit gegen alles unechte Glück gesicherte, in ihrer Heiterkeit gegen alles eingebildete Unglück erhabene Natur ist Minna von Barnhelm.« »Sie besitzt als natürliche Mitgift, was dem Major Tellheim fehlt: ich meine nicht das Geld, sondern den Humor, der frei um sich blickt, Tellheims Handlungen durchschaut und die Bande derselben löst.« Das ist

Kuno Fischers Stil: so schreibt nur, wer diese Wahrheit, diese Wärme des Gemüts, diese natürliche Unmittelbarkeit der Empfindung selbst erlebt hat. Und dieselbe Anmut gestaltet den ganzen Abschnitt zu einer kleinen Dichtung.

Von »Minna von Barnhelm« wendet sich *Kuno Fischer* zu einem anderen Stoffe, dessen nationale Bedeutung für die deutsche Litteratur *Lessing* schon in dem siebzehnten Litteraturbriefe hervorgehoben hatte, zu Faust. Hier zeigt der Autor seinen kritisch-philologischen Scharfsinn, den erst die psychologische Tiefe stützt. Nach einer Reihe von Untersuchungen, deren Methode höchst interessant ist, kommt er zu dem Resultat: dafs *Lessing* in dem Zeitraume von 1755—1770 zwei Entwürfe des Faust gemacht, aber keinen vollendet hat, dafs er in beiden eine national-deutsche Tragödie bezweckte, die im ersten dem Volksschauspiel näher stand als im zweiten, worin die Rolle des Verführers weniger diabolisch als dämonisch-menschlich, weniger als Widersacher denn als Werkzeug Gottes gedacht war. Die Frage nach dem verloren gegangenen Werk untersucht unser Autor mit gleicher Gründlichkeit; eindringende Quellenkritik und feiner Humor in der Zurückweisung verkehrter Ansichten gestalten auch diese Ausführungen zu einem Muster der Darstellung. Das Ergebnis seiner Untersuchung lautet noch vor der geistvollen Zurückführung unverstandener Berichte auf ihren wahren Sinn: »Ich bin sehr geneigt anzunehmen, dafs *Lessing* seine unvollendeten Arbeiten über den Faust selbst vernichtet hat, da er sah, dafs ihm die Lösung seiner Aufgabe nicht gelingen wollte; er war auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestofsen; das alte Volksschauspiel mit seinem Höllenapparate wollte sich nicht in die Form eines bürgerlichen Trauerspiels auflösen lassen, und wiederum pafste die tragische Anlage des Stückes, die *Lessing* festhalten mufste, nicht zu der höheren Idee, die er ohne Zweifel der Volkssage gab und als Schlufs im Sinne hatte. Er liefs die Arbeit liegen, er war darin

stecken geblieben, und sie war ihm verleidet: denn Steckenbleiben war seine Sache nicht. Er setzt den Nachfragen nach dem Faust ein unheimliches Schweigen entgegen, das mir unwillkürlich den Eindruck macht: der Faust lebt nicht mehr. Auch jene Worte an *Ebert:* »Meine Antwort auf Ihre freundlichen Exequierungen können Sie erraten: zum Henker mit alle dem Bettel!« klingen wie eine Verurteilung. Und die Idee, welche der Dichtung zu Grunde liegen sollte, »der Geist der Wifsbegierde gegenübergestellt dem Dämon der Sünde« — ein Gegensatz, aus dem nimmermehr der Triumph des Satans werden sollte, rief eine Kollision zwischen Anlage und Ziel der Tragödie hervor: hier mufste sich der *Lessing*sche Faust von dem der Volkssage trennen und dieser zu einem Phantom herabsinken.«

Die tiefere Aufgabe, die der Dichter ergriff, lag nun in der Reform der Tragödie, deren hohes Muster »Emilia Galotti« werden sollte. Es war gewifs keine leichte Aufgabe des Litterarhistorikers, den zahlreichen Irrtümern und Mifsdeutungen zu begegnen, die sich gerade an diese Dichtung knüpfen und noch fast jedes Jahr durch neue Beiträge vermehrt werden. Aber hier gerade zeigt sich die durchdringende Geistesarbeit unseres Autors, die keinem Zweifel an dem Werte des Stückes Raum gelassen hat. Was der Verfasser in dem der Tragödie gewidmeten Abschnitte sagt, löst zum erstenmal in umfassendem Sinn alle Schwierigkeiten, die nicht die *Lessing*sche Dichtung, sondern pedantische, oberflächliche Betrachtung derselben, mithin das vielseitige Vorurteil künstlich geschaffen hatte.

Zunächst weist *Kuno Fischer* nach treffenden Hindeutungen auf den tiefeingreifenden Einflufs, welchen »Emilia Galotti« auf den jungen *Schiller* ausgeübt hat, die Meinung zurück, dafs Emilia ihr Vorbild in der römischen Virginia habe: »Die Leidenschaften und Schicksale, die uns diese Dichtung schildern soll, pulsieren in der modernen Welt und haben mit römischen Verhält-

nissen und Rechtszuständen nichts zu thun, nichts mit den Wirkungen der That des Virginius, nichts mit ihren Ursachen.« Von dem Objekt behielt *Lessing* das rein menschliche und hochtragische Motiv bei: ein Vater, der seine Tochter tötet, um sie zu retten! Eine solche Tochter und ein solches Schicksal, meinte er, sei für sich tragisch genug und fähig, die ganze Seele zu erschüttern. Dabei wurde das Problem, welches *Lessing* in seinem zweiten Faust ergriffen hatte, in dem Charakter Marinellis gelöst, den man, ohne den tieferen Zusammenhang zu kennen, in richtiger Fühlung oft eine Art Mephistopheles genannt hat, und der schon in der Anlage des alten Stückes ganz dazu angethan sein mufste, der unvergleichliche Typus eines menschlichen Teufels zu werden.

Eine geradezu dramatische Darlegung der Fabel des Stückes deckt schon die bedeutendsten Momente der tragischen Entwicklung auf und zeigt deutlich die Einrichtung des *Lessing*schen Kunstwerkes, den Fortgang der Handlung, die Art ihrer Motive und deren Verarbeitung. *Kuno Fischer* beweist auf das unwiderleglichste, dafs aus dem Charakter der Personen die Tragödie hervorgehen mufste. Nach seiner treffenden Argumentation ist die Leidenschaft des Prinzen für Emilia Galotti der bewegende Faktor des Ganzen. Ohne diese bleibt vom Ganzen nichts als ein wolkenloses Idyll der Familie Galotti. Der heitere Hochzeitsmorgen, das glückliche Brautpaar, die hochbeglückten Eltern, die Vermählung in ländlicher Stille, die Hochzeitsreise und deren paradiesisches Ziel in den väterlichen Thälern Appianis, wo die Neuvermählten nur sich selbst leben werden! Die Leidenschaft des Prinzen hinzugefügt und die gewitterschwüle Atmosphäre ist da, der Horizont umwölkt, der Himmel verdüstert sich, die Blitze zucken und treffen, der Bräutigam wird erschlagen, die Braut entführt und in einer Weise umgarnt, dafs sie den Tod von der Hand des Vaters als einzige Rettung fordert und empfängt. Diese Leidenschaft, die das glücklichste Familienidyll

plötzlich in einen Schauplatz furchtbarer Zerstörung verwandelt, dramatisch schildern, heifst die Tragödie exponieren. Die Handlung verläuft in kürzester Zeit, sie beginnt am Morgen und ist am Abend vollendet: unaufhaltsam, durch keinerlei Episoden unterbrochen, schreitet sie fort; alles geschieht so, wie es nicht anders geschehen konnte. So geht das Gespräch der Emilia mit Appiani, in welchem dieser hätte erfahren müssen, dafs der Prinz nach ihr trachtet, der Unterredung des Grafen mit Marinelli voraus; die Unterlassung Emilias verschuldet den Tod ihres Bräutigams. Die Tragödie ist also weit von einem Intriguen-Stück entfernt, in welchem Marinellis Machinationen allein den unglücklichen Ausgang herbeiführen; denn die ganze Intrigue wird, wie *Kuno Fischer* zeigt, nur durch die Schuld Emilias ermöglicht, sie wird durch die Schuld des Prinzen zerrissen und schliefslich durch den Tod Emilias, ihren freiwilligen Tod, vollkommen zunichte gemacht; und das »weh!« Marinellis bedeutet dessen Einsicht, dafs sein Witz zu Ende ist, aber nicht den Anfang eines Satyrspieles nach der Tragödie.

Und wie getreu, wie sicher zeichnet nun *Kuno Fischer* die Charaktere der Dichtung in ihrer Anlage, so zu handeln, dafs tragische Konflikte herbeigeführt werden müssen! »Ohne die fortstürmende Leidenschaft, die den Prinzen in die Messe treibt, würde Emilia nichts von seiner Liebe erfahren und nichts erlebt haben, was der Mutter und dem Bräutigam anzuvertrauen war. Marinellis Anschlag wäre ausgeführt worden und unentdeckt geblieben. Wenn der Prinz dieses und jenes nicht gethan! Mit einem solchen »Wenn« läfst sich nicht blofs Spreu in Gold, sondern jede Tragödie in ein Lustspiel verwandeln.«

Andererseits bei Emilia etwas weniger von diesem kindlichen Gehorsam, von diesem unbedingten kindlichen Vertrauen, welches so viel gröfser ist, als ihre Zuversicht zu sich selbst, etwas weniger Kind, und sie folgte der eigenen Stimme, Appiani erfuhr alles, und der Anschlag Marinellis war umsonst! Aber etwas weniger Kind, und

Emilia Galotti ist nicht mehr Emilia Galotti, sie ist nicht mehr die Erscheinung, deren Schönheit im Einklang mit ihrer kindlichen Natur voller Unschuld und Heiterkeit den Maler bezaubert, Appianis Herz gewinnt, die Phantasie des Prinzen entzündet: es ist nicht mehr die Emilia nach dem Worte des Malers: »wie, mein Prinz, Sie kennen diesen Engel?« Bei ihr kann auch von keinem leidenschaftlichen, sondern nur einem kindlich empfundenen Konflikt die Rede sein, der auf kindlich fromme Art gebüſst und beschwichtigt sein will. Sie hat erlebt, daſs der Zauber der Welt sie bestricken kann: darin besteht die Macht der Verführung, die sie fürchtet. Es war eine unbestimmte Furcht vor der Gefahr weltlicher Lockung, vor der das väterliche Wort und die Mahnungen der Religion sie stets gewarnt haben. In dem Moment nach dem entsetzlichen Unglück, welches sie betroffen, sieht sie gar keine andere Rettung vor jener Gefahr, als den Tod. Trefflich motiviert dies *Kuno Fischer* mit den Worten: »Ich sage ausdrücklich: in diesem Moment, der nach allen vorhergehenden die Situation dergestalt verengt hat, daſs jede andere Lösung ausgeschlossen scheint und erscheinen muſs. Wenn in der Kette des tragischen Kausalnexus überall das Ungefähr ausgeschlossen und alles so geschehen soll, daſs es nicht anders geschehen könnte, so muſs auch jede tragische Handlung ihren genau bestimmten Zeitpunkt haben. Was nicht jetzt geschieht, unterbleibt für immer: der einmal verlorene Moment ist unwiderbringlich verloren. Was geschieht, geschieht jetzt oder nie. Die Zeit in der Tragödie ist furchtbar wie das Schicksal selbst, und ich kenne kein Trauerspiel, worin mir diese Furchtbarkeit so eingeleuchtet hätte wie hier, keines, worin jede Handlung, jede Unterlassung so wie hier an ihren Zeitpunkt gebunden wäre. Das gilt auch von dem Moment, in welchem Emilia den Entschluſs zu sterben faſst, auch von dem Augenblick, in welchem der Vater sie tötet. Dadurch wird die Notwendigkeit der Handlungen nicht gemindert, sondern in Wahrheit erst

vollendet. *Lessing* hat uns den Charakter seiner Emilia dadurch so wahr und rührend geschildert, dafs er ihre Natur und Gemütsart noch so kindlich und in einem gewissen Sinn unentfaltet sein läfst. Etwas mehr Welterfahrung, und sie würde die ersten Eindrücke leichter bewältigen und die Versuchungen der Welt weniger fürchten: aber dann wäre sie nicht mehr Emilia Galotti, nicht mehr, wie der Maler sagt, dieser Engel. Darum durfte der weise Dichter ihr auch nur einen eng bemessenen dramatischen Spielraum gewähren.« In Emilia aber gar nach *Goethes* hingeworfener Bemerkung eine problematische Natur zu sehen, das bezeichnet *Kuno Fischer* als die gröfste Verwirrung der Thatsachen: »Eine problematische Natur erlebt keine solche Tragödie, ist kein solcher Charakter, hat keine solche Furcht und keine solche Entschlossenheit! Dazu gehört eine einfache, den Familientugenden nicht entwachsene, im Glauben und in der Pietät festgewurzelte Sinnesart, die im Konflikt mit dem Verderben der Welt sich behauptet und lieber im Arm des Vaters sterben, als von den Wurzeln ihres Daseins losgerissen sein will.« Frömmigkeit und Gehorsam, diese Tugenden sind es, die Emilia so furchtsam und so entschlossen, so willensschwach und so willenstark machen. Das Kind, welches zuerst keinen anderen Willen als den der Mutter hat, vermag zuletzt den des viel stärkeren Vaters zu bewegen und dem ihrigen zu unterwerfen: ihrem Willen, den keine Macht dazu bringen soll, in eine Welt zurückzukehren, deren verlockende Eindrücke sie einmal empfunden, deren innerste Verdorbenheit sie erlebt und völlig erkannt hat. Und dies wäre keine Tragödie, die ganze Seele zu erschüttern?

Im zweiten Teile seines Werkes weist der Autor in der ersten Abteilung auf die weitere reformatorische Aufgabe *Lessings* hin, die der Durchdringung des Gebietes der Religion galt. Hier lag es *Lessing* ob, die Urquelle aller Religion, insbesondere der christlichen, die Entstehung der verschiedenen Glaubensarten aus dem Wesen

und dem Entwicklungsgang der Menschheit, den innersten Kern und das Grundthema des religiösen Lebens darzuthun und zu erleuchten. Auch diese Einsicht sollte, wie der Verfasser zeigt, durch eine That des dramatischen Poeten verkörpert und auf der Bühne weltkundig gemacht werden. Die Voraussetzungen, aus denen das Werk hervorging, waren nicht ästhetische Forschungen, sondern theologische Untersuchungen. »Wie der siebenjährige Krieg der geschichtliche Hintergrund der »Minna von Barnhelm« und der pflichtlose, im Genufs verlorene und gesunkene Despotismus der Fürstenhöfe des 18. Jahrhunderts den der »Emilia« bilden, so steht das Zeitalter der Aufklärung, das Wort im höchsten Sinne genommen, zu »Nathan dem Weisen«. — In diesem Sinne erörtert *Kuno Fischer* die theologischen Kämpfe *Lessings* mit *Götze*, den Zusammenhang derselben mit dem Inhalt der »Erziehung des Menschengeschlechts«, die Freimaurergespräche, die Gestalt der Parabel von den drei Ringen vor *Lessing*, die Rettung des Cardanus und die Umbildung der Parabel durch *Lessing*. Diese überaus anziehende Darlegung weist schon den ganzen Ideengehalt auf, der in den genannten Schriften *Lessings* systematisch, im »Nathan« künstlerisch dargestellt ist; ja, der Autor läfst in seiner feinsinnigen Weise die bedeutendsten Keime dessen hervortreten, was sich in der Dichtung zu der wunderbaren Harmonie der plastisch-lebensvollen Charaktere entfaltet hat. Als Mittelpunkt seiner Untersuchungen, die der Erklärung des Dramas gelten, stellt der Verfasser die Parabel von den drei Ringen hin. Er verfolgt ihre Geschichte bis zu den ältesten Quellen. Schon in den »*Gesta Romanorum*« des Mittelalters finden sich zwei Erzählungen, die den Religionshader sinnbildlich darstellen. In einer derselben sind es drei Söhne, deren väterliches Erbteil in einem kostbaren Ring besteht; der Vater läfst zwei falsche Ringe verfertigen, die dem echten so ähnlich sind, dafs äufserlich der echte nicht von den anderen zu unterscheiden ist; aber dieser besitzt eine

wunderthätige Heilkraft, die sehr leicht den Streit entscheidet. Die drei Söhne vertreten die jüdische, mohammedanische und christliche Religion. Die mittelalterliche Fassung weicht dem Geiste der Renaissance in der Wendung Boccaccios, in welcher der einfache Glaube an die Wahrheit einer der monotheistischen Religionen erschüttert, die göttliche Abkunft derselben so unerkennbar erscheint, die Ringe einander so ähnlich sind, dafs selbst der Vater den rechten kaum unterscheiden kann. Wie *Lessing* die Parabel umbilden mufste, legt *Kuno Fischer* nun zunächst in höchst scharfsinniger Argumentierung an der Rettung des Cardanus dar. Den Vorwurf des Atheismus, den nur Mifsverstand dem italienischen Philosophen des 16. Jahrhunderts hatte machen können, widerlegt *Lessing*, tadelt aber dessen Unrichtigkeit in der Anlage des Gesprächs zwischen den Vertretern der vier Weltreligionen, in welchen zu gunsten des Christentums den Gegnern die schwächsten Gründe geliehen werden; er führt dann selbst die Sache des Israeliten, dann die des Mohammedaners und zeigt, wie beide hätten reden sollen. »Die dialogische Behandlung des Themas,« so fährt *Kuno Fischer* fort, »war leicht zur dramatischen umzubilden, namentlich in einer Hand wie der seinigen. Es ist zu vermuten, dafs er schon damals jenes Schauspiel entwarf, welches er »vor vielen Jahren« gemacht haben wollte, und dessen Inhalt eine Art von Analogie mit seinen theologischen Kämpfen im Jahre 1778 hatte. Cardanus Religionsgespräch erinnert durch sein Thema an die Fabel von den drei Ringen, die *Lessing* gewifs schon damals kannte und die ihm den Plan seiner dramatischen Dichtung eingab.« Die Züge der alten Parabel aber mufste der Dichter so umbilden, dafs seine neue Idee in dem Gewand einer alten Geschichte erschien, die in einem engeren und anders gerichteten Sinne gedacht war. Dafs diese Umgestaltung mifslungen sei, dafs wichtige Züge in Nathans Erzählung nicht passen, ist ein Vorwurf aus jüngster Zeit, den *Kuno Fischer* mit dem überzeugenden Scharfsinn und

der eindringenden Tiefe seiner Untersuchung endgiltig entkräftet.

Um die Volksreligionen — so führt der Verfasser aus — die als der kostbarste Schatz der Vorfahren von Geschlecht zn Geschlecht forterben, bildlich darzustellen, liefs sich kein besseres Symbol finden als der Ring und die Ringe, weil hier die Vergleichung durch die Ähnlichkeit wirkt; um die wahrhaft religiöse Gesinnung und deren Verhältnis zum ererbten Glauben, ihre Abhängigkeit davon und ihre Erhabenheit darüber anschaulich zu machen, konnte ebenfalls kein treffenderes Symbol gefunden werden, weil hier die Vergleichung durch den Kontrast wirkt. *Lessing* benutzte das Gleichnis also in doppeltem Sinne, indem er die Kehrseite desselben entdeckte und daraus ein neues Gleichnis machte: »in seinen Augen wurden die Züge, die nicht zu passen schienen, gerade die passendsten und ausdrucksvollsten. Das ist echt Lessingisch!« Gerade in den Hanptpnnkten hat *Lessing* die bedeutendsten Änderungen der überlieferten Fabel vorgenommen.

Nach ihm besafs der Ring die Kraft, den vor Gott und Menschen angenehm zu machen, der den zuversichtlichen Glauben an diese Wundermacht hat. Die einleuchtende Echtheit ist also die erste, der Besitz die zweite, der Glaube an seine Kraft die dritte Bedingung, ohne welche diese Kraft nicht wirken und die Echtheit des Kleinods bewähren kann. Durch die Darlegung des Zusammenhanges der Erzählung entkräftet *Kuno Fischer* den scharfsinnigen Einwurf *J. E. Erdmanns*, dafs *Lessings* Parabel aufhöre, Gleichnis zu sein und zum Rätsel werde, da die Wirkung der geheimen Kraft ausbleibe. »Kein Rätsel,« fügt *Kuno Fischer* hinzu, »die Zuversicht ist ja abhanden gekommen und mufs es nach allem sein, was Nathan erzählt. Keiner der Söhne weifs, ob er den Ring mit der Kraft hat, keiner kann es wissen, da es der Vater selbst nicht weifs!« Endlich tritt die bedeutendste Umbildung der Parabel in dem Kontraste hervor, den *Lessing*

in ihr findet: denn gilt nur die Ähnlichkeit zwischen Religion und Ring, so ist die Echtheit des Ringes nicht blofs fraglich und unerkennbar, sondern seine Unechtheit vollkommen sicher. Der sittliche Wert, die gute und gehorsame Gesinnung ist nicht von dem Besitze des Ringes abhängig, sondern umgekehrt. Gehorsam und Glaube sind nicht die Mitgift des Ringes, sondern die Tugenden hingebender Gesinnung, die man bethätigen mufs, um den Ring zu erben und seine Kraft nützen zu können. Der Richter, der diese Bedingungen kennt, giebt eine negative Entscheidung, da die Liebe der Söhne zu ihrem Vater in grimmigen Bruderzwist entartet, die Tugenden des kindlichen Gehorsams und Glaubens ausgelöscht sind, ohne welche kein Ring der echte ist. So kehrt sich das Verhältnis um: es ist nicht mehr der Stein, der die Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, besitzt und zu gunsten des gläubigen Besitzers ausübt, sondern der Glaube ist es, der diese Kraft erzeugt und dem Steine mitteilt. Mitten im Streite der Religionen ist eine richterliche Entscheidung nicht möglich, nach Jahrtausenden religiöser Fortbildung wird sie nicht mehr notwendig. Der bescheidene Richter will dem Urteil des weiseren Mannes nicht vorgreifen, welcher den Zustand verkünden wird, den Jahrtausende einer segensreichen Wirksamkeit der Religionen gezeitigt haben. »Diese segensreiche Wirksamkeit war die Erziehung des Menschengeschlechts, ihr Mittel der ererbte Glaube, die geoffenbarten, positiven, nach dem Gange des Völkerlebens verschiedenen Religionen, vergleichbar dem Ringe und den Ringen. Die positiven Religionen sind die der Verheifsungen, sie fordern jede in ihrer Art ein gewisses Mafs menschlicher Läuterung; sie versprechen dafür den Schatz, den zeitlichen oder ewigen Lohn, die göttliche Prämie. Das geläuterte Herz aber, die Frucht der sittlichen Arbeit und Willensumwandlung, trägt seinen Lohn in sich selbst und bedarf keines anderen; denn der letzte Rest eigennütziger Selbstliebe ist getilgt.« Die Heranziehung des Gleichnisses von

dem Schatz im Weinberge schliefst die geistvolle Erörterung unseres Autors mit der kurzen Erläuterung ab: »Der Vater wollte aus seinen Söhnen nicht Schatzgräber, sondern tüchtige Arbeiter machen.«

Der »Nathan« sollte, wie unser Autor in der zweiten Abteilung ausführt, die Wiedervereinigung der Menschheit als Frucht ihrer religiösen Erziehung und Reife in dem Umfang einer Familie vergegenwärtigen, in welcher sich geläuterte Charaktere der drei einander feindlichen Religionen nach langer Trennung zusammenfinden. Die Dichtung ist also ein dramatisches Gemälde religiöser Charaktere, in welchem nicht die Handlung, sondern die Idee die Hauptsache ausmacht. Es handelt sich darin um den Unterschied zwischen echtem und unechtem Glauben, Wesen und Schein, Religion und Ring: das Thema der Parabel ist auch das Thema der Charaktere im »Nathan«, der Schlüssel zu ihrem Verständnis. Der Dichter zeigt die Religion in einer Stufenleiter von Charakteren, die von den geoffenbarten Religionen erzogen sind, die den Glaubenskrieg um die Weltherrschaft vor sich sehen und in ihrer eigenen Gemütsart den Stufengang der Glaubensläuterung darstellen. Es ist ein wahres psychologisches Kunstwerk, welches *Kuno Fischer* in diesem grofsartigen Bilde vor uns aufbaut. Vor der Aufopferungsfähigkeit des Tempelherrn und seiner Freiheit vom Glaubensdünkel, von der Demut des Klosterbruders, der Weltentsagung und Uneigennützigkeit des Derwisches, von der Freigebigkeit und Grofsheit Saladins, jenen Tugenden, denen immer noch je eine spezifische Schwäche in ihrer individuellen Gestaltung anhaftet, führt uns der Autor bis zu dem Ideal, welches Nathan durch Vereinigung aller jener Züge unter der Herrschaft der Einsicht und Weisheit darstellt. An der detaillierten Ausführung dieses Gemäldes von wunderbarer Schönheit kann man lernen, wie man einen Dichter aus sich selbst, ein Kunstwerk aus seinem eigenen Zusammenhang erklären mufs, was es überhaupt heifst, eine Dichtung gründlich studieren. Dabei mufs man

Philosoph und Menschenkenner sein, um aus einem klassischen Werke ersten Ranges die Natur wiederzuerkennen, welche durch die Pedanterie schrullenhafter Hyperkritik oft bis zur Unkenntlichkeit verzerrt worden ist.

Wir schliefsen mit den treffenden Worten, in denen *Kuno Fischer* den Zusammenhang der Grundidee mit der Hauptgestalt der Dichtung darlegt: »Nathan besitzt die Kraft des echten Ringes: die Herzen zu gewinnen. Er kennt die Menschen, er weifs sie auszufinden, er durchschaut ihre Befangenheiten, ihre Vorurteile und Schranken, und weil er sie versteht, darum kann er sie dulden. Was wäre Erziehung ohne Duldung und Liebe? Wir wissen, dafs *Lessing* in der Religion die Erziehung der Menschheit erblickte. Ein Charaktertypus der Religion in diesem Sinn ist Nathan. In ihm verkörpert sich die erziehende Einsicht, die mit der Duldung und Liebe Hand in Hand geht; in ihm ist die Duldung nicht blofs Sache der Neigung und des Gefallens, sondern innerster Wille, Charakter, hohe sittliche Bildung. Eine solche Bildung ist die Frucht einer vollendeten und reichen Welt- und Lebenserfahrung.« »Zu dem, was Nathan ist, hat er sich selbst erzogen: er hat den Kampf der Selbstverleugnung bestanden, ihre schwersten Proben liegen hinter ihm.« Und warum ist Nathan ein Jude? »Nicht weil das Judentum die Religion der Duldung, sondern weil es das Gegenteil ist, darum ist Nathan ein Jude.«

So viel über das inhaltreiche Werk *Kuno Fischers.* Sein Wert liegt in der Wahrheit und Einfachheit, die Kraft seines Beweises in der ungekünstelten Natürlichkeit, seine sittliche Bedeutung in der echt philosophischen Gesinnung, die in dem grofsen Reformator der deutschen Litteratur ein glänzendes Vorbild deutschen Wesens hinstellt. Ein solches Ehrendenkmal ist *Lessings* würdig.

Eine ebenso schwierige als für das Verständnis unseres Kulturlebens wichtige Aufgabe stellte sich *Kuno Fischer* in seiner Untersuchung über die Geistesquellen der Jugendwerke *Schillers*, über dessen philosophische

Bedeutung und seine Eigenschaft als Dichter komischer Charaktere: »Schiller. Drei Vorträge von *Kuno Fischer*. I. Schillers Selbstbekenntnisse. — II. Schiller als Philosoph. — III. Schiller als Komiker.« Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 2. Aufl. 1900.

Leider war diese Schrift schon seit einer langen Reihe von Jahren vergriffen. Dem Bedürfnis nach einem Neudruck wurde vor kurzem entsprochen. Diese Schrift fördert aufserordentlich das Verständnis *Schillers* und giebt in präziser Fassung die orientierenden Gesichtspunkte für eine richtige Auffassung unseres Dichters. Der erste Vortrag weist nach, dafs die Jugenddramen *Schillers* ein kraftvoller Ausdruck der ringenden und stürmenden Natur des Dichterjünglings sind, der als schwärmerischer Verehrer aller hohen Ideen seiner Zeit, insbesondere als Anhänger des Feuergeistes *Rousseau* sein eigenes Wesen schildert. *Kuno Fischer* weist dies an den »Räubern«, »Fiesco«, »Kabale und Liebe«, »Don Carlos« nach, in denen der schwärmende Jüngling das Bild des gereiften Mannes noch nicht zu erfassen vermag.

Als echter Historiker der Philosophie stellt *Kuno Fischer* in dem zweiten Vortrag den Wandlungs- und Entwicklungsprozefs dar, den *Schiller* als Denker von *Rousseau* zu *Kant* und *Goethe* durchlaufen hat.

Der dritte Vortrag beleuchtet vom Standpunkte nicht der Ästhetik, sondern der psychologischen Charakteranalyse die Gestalten in *Schillers* Dramen, in denen das niedere Pathos als Widerspiel eines begründeten hohen Selbstgefühls seine komische Wirkung ausübt. Auch hierin zeigt der Historiker der Philosophie wieder den philosophisch beanlagten Psychologen *Schiller*. Nur der Verfasser der neueren Geschichte der Philosophie war einer solchen Aufgabe der Litteraturgeschichte gewachsen, nach deren Lösung wir uns in den Darstellungen unserer Nationallitteratur vergeblich umsehen.

Die gröfste und jedenfalls schwierigste Aufgabe in der Analyse einer dramatischen Gestalt stellt sich *Kuno Fischer*

in seinen Vorträgen, die er im Februar 1868 in der »Rose« zu Jena gehalten hat: »Shakespeares Charakterentwicklung Richards III.« Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 2. Ausg. 1900. Auf 183 Seiten stellt *Kuno Fischer* die Natur Richards III. in der Geschichte und in *Shakespeares* Tragödie dar mit einer Meisterschaft, die den Psychologen und Historiker *Kuno Fischer* mit dem ergreifenden Worte des Dramatikers auftreten läſst. Es dürfte schwer sein, eine zweite litterarhistorische Schrift zu nennen — auſser *Wilhelm Jordans* »Epischen Briefen« —, die eine so erschütternde Wirkung hinterlieſse, wie die kleine Schrift *Kuno Fischers*. Nachdem der Verfasser die Grundlegung des Charakters dargelegt hat, geht er zur Entwicklung des Charakters Richards über: ein Bild einer Teufelsnatur, von der Höhe dämonischer Kraft bis zum jähen Sturze, ein unheimlich düsteres Bild von der grotesk wuchernden Selbstsucht eines entarteten Menschen. Die Abschnitte über Richards Selbstbetäubung, über seine Häſslichkeit im Bunde mit seiner Herrschsucht, über seine heuchlerische und dämonische Proteusnatur, seine Werbung um Anna, seine Werbung um Elisabeth, den inneren Verfall seines Charakters und seinen Untergang sind dramatische Szenen, die mit unwiderstehlicher Kraft auf den Leser wirken, der Schritt für Schritt in die durchdringend hell erleuchtete Werkstätte der Bosheit geführt und die Keimentwicklung tückischer Teufelspläne zu beobachten genötigt wird. Herrschsucht in aller Maſslosigkeit ist der Trieb seines Charakters. »Seine letzte Begierde ist der Kampf, sein letzter Gedanke die Herrschaft. Er fällt als ein Held und als ein König. Dieser Tod ist der einzig richtige Schluſs dieses Charakters: er endet, wie er begann; er erfüllt das Gesetz, wonach er angetreten. Stanley, der Feind und Verräter Richards, bringt nach der Schlacht von Bosworth das eroberte Diadem dem Sieger Richmond, um dessen Stirn damit zu zieren. Und wie hat er es erobert, dieses Zeichen der Königsherrschaft? Er sagt: ich habe es von Richards toten Schläfen gerissen!« (S. 183.)

Ein ergänzender Zusatz zu *Kuno Fischers* litterarhistorischen Schriften ist seine Monographie »Über die Entstehung und die Entwicklungsformen des Witzes. Zwei Vorträge, gehalten in der »Rose« zu Jena im Februar 1871.« Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 2 Auflage 1900. Leider war auch diese Schrift vergriffen, die im Buchhandel nie fehlen durfte. Sie enthält eine durchsichtige, klärende Analyse der psychologischen und ästhetischen Bedeutung des Witzes, die durch Beleuchtung typischer Beispiele, insbesondere aus der Litteraturgeschichte volles Leben gewinnt. Mit eigenen Worten faſst *Kuno Fischer* das Ergebnis seiner Untersuchung zusammen (S. 97): »Die Natur des Witzes war das spielende Urteil, das vom Wortklang in den Wortsinn, vom Wort in den Gedanken einging, die Dummheit witzig fing und entblöſste, sich selbst nicht fangen lieſs, sondern jeden Versuch der Art witzig abfertigte und komisch scheitern machte, den in unseren Vorstellungen verborgenen Unsinn durchschaute und aufdeckte, die scheinbare Ungereimtheit in seine Pointe verwandelte, die verborgene Wahrheit schlagend und epigrammatisch an das Licht brachte, das Häſsliche satirisch und sarkastisch ergriff und zuletzt die verborgenen Karikaturen so charakteristisch erleuchtete und traf, daſs wir sie vor uns sahen. So entwickelte sich der Witz, indem er seine Bahn stufenmäſsig durchläuft, vom Sprechwitz zum Wortspiel, vom Wortspiel zum intellektuellen Witz und innerhalb des letzteren von den leichten Formen und Spielen des Mutterwitzes durch das Oxymoron zum gedankenvollen Epigramm, zum beiſsenden Sarkasmus, zur menschenkundigen Satire. Die Charakterkarikatur ist ein Lebensbild, das zwar ohne den Witz unmöglich getroffen und ästhetisch vorgestellt, aber auch durch den bloſsen Witz allein nicht ausgemacht und erfüllt werden kann; denn der Witz als solcher erschöpft sich in der Pointe, aber eine Pointe erschöpft nicht die Charakterkarikatur. Um diese zu lösen, braucht die ästhetische Vorstellungsweise den Witz als ihr Werkzeug,

eben darum besteht sie nicht mehr im bloſsen Witz, sondern erhebt sich auf eine höhere Stufe, welche den Witz in ihren Dienst nimmt und beherrscht.«

Kuno Fischers Schrift über den Witz hat auſser der Bedeutung ihres Inhalts auch den Vorzug, daſs sie individueller als manche andere den Verfasser als Künstler im akademischen Vortrag zeigt. Wer diese Schrift liest, hört *Kuno Fischer* auf dem Katheder. Hier und dort dieselbe Eleganz geistvoller Konversation, dieselbe Anmut künstlerischer Plastik, dieselbe gewandte Geistesdialektik, dieselbe Tiefe und Schärfe des Gedankens, dieselbe Vorliebe für die Antithese und epigrammatische Präzision, dieselbe edle Vereinigung von schwerwiegendem Ernst, feinem Humor, treffendem Witz und schneidendem Sarkasmus.

Was man an *Kuno Fischers* Geschichte der neuern Philosophie bewundert, das ist auch der Vorzug seiner im Vorstehenden behandelten litterarhistorischen Arbeiten: seine individualisierende und genetische Darstellung. Diese verfolgt ein Problem bis zu seinen Anfängen und rekonstruiert sein Werden und Wachsen zu einer Denkaufgabe der Menschheit. Durch diese Art das Einzelne gründlich zu analysieren und den Leser vom Keime eines Gedankens schrittweise in das weitverzweigte System einzuführen, an welchem die Gegenwart fortzuarbeiten hat, wird *Kuno Fischer* aus dem Historiker der Philosoph, der seiner Zeit den Spiegel des Weltbewuſstseins vorhält und sie zu neuen Aufgaben drängt.



Druck von Hermann Beyer & Söhne in Langensalza.

Heft

29. Reukauf, Dr. A., Abnorme Kinder und ihre Pflege. 25 Pf.
30. Foltz, O., Einige Bemerkungen über Ästhetik und ihr Verhältnis zur Pädagogik. 80 Pf.
31. Tews, J., Elternabende. (Pädagogische Abende, Schulabende.) 2. Aufl. 25 Pf.
32. Rude, Adolf, Die bedeutendsten Evangelischen Schulordnungen des 16. Jahrhunderts nach ihrem pädagogischen Gehalte. 75 Pf.
33. Tews, J., Die Mutter im Arbeiterhause. Eine sozial-pädagogische Skizze. 20 Pf.
34. Schmidt, M., Zur Abrechnung zwischen Erziehung und Regierung. 20 Pf.
35. Richter, Albert, Direktor in Leipzig, Geschichtsunterr. im 17. Jahrhundert. 35 Pf.
36. Pérez, Bernard, Die Anfänge des kindlichen Seelenlebens. 60 Pf.
37. Bergemann, Dr. P., Zur Schulbibelfrage. Eine historisch-kritische Untersuchung. 50 Pf.
38. Schullerus, Dr. Adolf, Bemerkungen zur Schweizer Familienbibel. Ein Beitrag z. Schulbibelfrage. 20 Pf.
39. Staude, P., Das Antworten der Schüler im Lichte der Psychologie. 25 Pf.
40. Tews, Volksbibliotheken. 20 Pf.
41. Keferstein, Dr. Horst, E. Moritz Arndt als Pädagog. 75 Pf.
42. Gehmlich, Dr. E., Erziehung und Unterricht i. 18. Jahrhundert nach Salzmanns Roman Karl v. Karlsberg. 50 Pf.
43. Fack, M., Die Behandlung stotternder Schüler. 30 Pf.
44. Ufer, Chr., Wie unterscheiden sich gesunde und krankhafte Geisteszustände beim Kinde? 35 Pf.
45. Beyer, O. W., Ein Jahrbuch des franz. Volksschulwesens. 20 Pf.
46. Lehmhaus, Fritz, Die Vorschule. 40 Pf.

Heft

47. Wendt, Otto, Der neusprachliche Unterr. im Lichte der neuen Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen. 30 Pf.
48. Lange, Dr. K., Rückblicke auf die Stuttgarter Lehrerversammlung. 30 Pf.
49. Busse, H., Beiträge zur Pflege des ästhetischen Gefühls. 40 Pf.
50. Keferstein, Dr. H., Gemeinsame Lebensaufgaben, Interessen und wissenschaftliche Grundlagen von Kirche und Schule. 40 Pf.
51. Flügel, O., D. Religionsphilosophie in der Schule Herbarts. 50 Pf.
52. Schultze, O., Zur Behandlung deutscher Gedichte. 35 Pf.
53. Tews, J, Soziale Streiflichter. 30 Pf.
54. Göring, Dr. Hugo, Bühnentalente unter den Kindern. 20 Pf.
55. Keferstein, Dr. H., Aufgaben d. Schule i. Beziehung auf das sozialpolitische Leben. 2. Aufl. 50 Pf.
56. Steinmetz, Th., Die Herzogin Dorothea Maria von Weimar und ihre Beziehungen zu Ratke und zu seiner Lehrart. Preis 50 Pf.
57. Janke, O., Die Gesundheitslehre im Lesebuch. 60 Pf.
58. Sallwürk, Dr. E. von, Die formalen Aufgaben des deutschen Unterrichts. 1 M.
59. Zange, F., Das Leben Jesu im Unterr. d. höh. Schulen. 50 Pf.
60. Bär, A., Hilfsmittel für den staats- u. gesellschaftskundl. Unterricht. I. Heeresverfassungen. 1 M 20 Pf.
61. Mittenzwey, L., Die Pflege der Individualität i. d. Schule. 60 Pf.
62. Ufer, Chr., Über Sinnestypen u. verwandte Erscheinungen. 40 Pf.
63. Wilk, Die Synthese im naturkundlichen Unterr. 60 Pf.
64. Schlegel, Die Ermittelung der Unterrichtsergebnisse. 45 Pf.
65. Schleichert, Exper. u. Beobacht. im botan. Unterricht. 20 Pf.

Heft

66. Sallwürk, Dr. E. v., D. Arbeitskunde im naturwissenschaftlichen Unterricht. 80 Pf.
67. Flügel, O., Über das Selbstgefühl. Ein Vortrag. 30 Pf.
68. Beyer, Dr. O. W., Die erziehliche Bedeutung d. Schulgartens. 30 Pf.
69. Hitschmann, Fr., Über die Prinzipien der Blindenpädagogik. 20 Pf.
70. Linz, Friedrich, Zur Tradition u. Reform des französischen Unterrichts. 1 M 20 Pf.
71. Trüper, J., Zur Pädagogischen Pathologie und Therapie. 60 Pf.
72. Kirst, A., Das Lebensbild Jesu auf der Oberstufe. 40 Pf.
73. Tews, J., Kinderarbeit. 20 Pf.
74. Mann, Fr., Die soziale Grundlage von Pestalozzis Pädagogik. 25 Pf.
75. Kipping, Wort und Wortinhalt. 30 Pf.
76. Andreae, Über die Faulheit. 60 Pf.
77. Fritzsche, Die Gestalt. d. Systemstufen im Geschichtsunterr. 50 Pf.
78. Bliedner, Schiller. 80 Pf.
79. Keferstein, Rich. Rothe als Pädagog und Socialpolitiker. 1 M.
80. Thieme, Über Volksetymologie in der Volksschule. 25 Pf.
81. Hiemesch, Die Willensbildung. 60 Pf.
82. Flügel, Der Rationalismus in Herbarts Pädagogik. 50 Pf.
83. Sachse, Die Lüge und die sittlichen Ideen. 20 Pf.
84. Reukauf, Dr. A., Leseabende im Dienste der Erziehung. 60 Pf.
85. Beyer, O. W., Zur Geschichte des Zillerschen Seminars. 2 M.
86. Ufer, Chr., Durch welche Mittel steuert der Lehrer aufserhalb der Schulzeit den sittlichen Gefahren d. heranwachsenden Jugend? 40 Pf.
87. Tews, J., Das Volksschulwesen in d. gr. Städten Deutschlands. 30 Pf.
88. Janke, O., Die Schäden der gewerblichen u. landwirtschaftlichen Kinderarbeit f. d. Jugenderziehung. 60 Pf.

Heft

89. Foltz, O., Die Phantasie in ihrem Verhältnis zu den höheren Geistesthätigkeiten. 40 Pf.
90. Fick, Über den Schlaf. 70 Pf.
91. Keferstein, Dr. H., Zur Erinnerung an Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae. 70 Pf.
92. Stande, P., Über Belehrungen im Anschlusse an den deutschen Aufsatz. 40 Pf.
93. Keferstein, Dr. H., Zur Frage des Egoismus. 50 Pf.
94. Fritzsche, Präp. zur Geschichte des grofsen Kurfürsten. 60 Pf.
95. Schlegel, Quellen der Berufsfreudigkeit. 20 Pf.
96. Schleichert, Die volkswirtschaftl. Elementarkenntnisse im Rahmen der jetzigen Lehrpläne der Volksschule. 70 Pf.
97. Schullerus, Zur Methodik des deutschen Grammatikunterrichts. (U. d. Presse.)
98. Stande, Lehrbeispiele für den Deutschunterr. nach der Fibel von Heinemann und Schröder. 60 Pf.
99. Hollkamm, Die Streitfragen des Schreiblese-Unterrichts. 40 Pf.
100. Muthesius, K., Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. 1 M.
101. Bär, A., Hilfsmittel f. d. staats- und gesellschaftskundl. Unterricht. II. Kapital. 1 M.
102. Gille, Bildung und Bedeutung des sittlichen Urteils. 30 Pf.
103. Schulze, O., Beruf und Berufswahl. 30 Pf.
104. Wittmann, H., Das Sprechen in der Schule. 20 Pf.
105. Moses, J., Vom Seelenbinnenleben der Kinder. 20 Pf.
106. Lobsien, Das Censieren. 25 Pf.

Heft

142. **Linde**, F., Die Onomatik, ein notwendiger Zweig des deutschen Sprachunterrichts. (Unter der Presse.)
143. **Lehmann**, O., Verlassene Wohnstätten. 40 Pf.
144. **Winzer** H., Die Bedeutung der Heimat. 20 Pf.
145. **Bliedner**, Dr. A., Das Jus und die Schule. 30 Pf.
146. **Kirst**, A., Rückerts nationale und pädagogische Bedeutung. 50 Pf.
147. **Sallwürk**, Dr. E. von, Interesse und Handeln bei Herbart. 20 Pf.
148. **Honke**, J., Über die Pflege monarchischer Gesinnung im Unterricht. 40 Pf.
149. **Groth**, H. H., Deutungen naturwissenschaftlicher Reformbestrebungen. 40 Pf.
150. **Rude**, A., Der Hypnotismus und seine Bedeutung, namentlich die pädagogische. 80 Pf.
151. **Sallwürk**, Dr. E. von, Divinität und Moralität in der Erziehung. 50 Pf.
152. **Staude**, P. Über die praktische Bedeutung der alttestamentlichen Quellenschriften. 30 Pf.

Heft

153. **Berndt**, Joh., Zur Reform des evangelischen Religionsunterrichts vom Standpunkte der neueren Theologie. 40 Pf.
154. **Kirst**, A., Die Gewinnung des Kupfers und Silbers im Mansfeldschen. 60 Pf.
155. **Sachse**, K., Einfluſs des Gedankenkreises auf den Charakter. 45 Pf.
156. **Stahl**, Verteilung des mathematisch-geographischen Stoffes auf eine achtklassige Schule. 25 Pf.
157. **Thieme**, P., Kulturdenkmäler in der Muttersprache für den Unterricht in den mittleren Schuljahren. (Unter der Presse.)
158. **Böringer**, Friedr., Frage und Antwort. Eine psychologische Betrachtung. 40 Pf.
159. **Okanowitsch**, Dr. Steph. M., Interesse und Selbstthätigkeit. 30 Pf.
160. **Mann**, Dr. Albert, Staat und Bildungswesen in ihrem Verhältnis zu einander im Lichte der Staatswissenschaft seit Wilhelm v. Humboldt. 1 M.

Pädagogisches Magazin.

Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften.

Herausgegeben von

Friedrich Mann.

317. Heft.

Von

Kuno Fischers Geistesart.

Ein Nachruf des Dankes.

Von

Dr. Hugo Göring.



Langensalza

Hermann Beyer & Söhne

(Beyer & Mann)

Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler

1907

Preis 30 Pf.

Von

Kuno Fischers Geistesart.

Ein Nachruf des Dankes.

Von

Dr. Hugo Göring.

Pädagogisches Magazin, Heft 317.



Langensalza
Hermann Beyer & Söhne
(Beyer & Mann)
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler
1907

Der tiefe Eindruck, den *Kuno Fischer* auf die akademische Jugend gemacht hat, der starke Einfluß, den er überhaupt auf die sittliche Erziehung und speziell auf die philosophische Bildung der deutschen Studenten und Lehrer ausgeübt hat, hängt nicht nur mit den großen intellektuellen Fähigkeiten dieses Mannes zusammen, sondern ging in erster Linie von der ungeheuren Selbstzucht aus, mit der er an seinen Beruf trat. Er wußte, daß er eine Kulturmission zu erfüllen hatte. Er war sich klar bewußt, daß die Philosophie, die er lehrte, nicht nur im Denken über Welt und Leben besteht, nicht nur Weltwissen, sondern auch Weltweisheit ist, nicht nur auf eine Zusammenfassung aller Erkenntnis zu einer Orientierung über Welt und Leben sich beschränken darf, sondern unmittelbar persönlich auch Lebensgestaltung und Lebensführung werden muß.

Diese klare Überzeugung, daß der Philosoph die Weisheit der Besten nicht nur lehren, sondern auch durch sein Leben betätigen muß, gab ihm die imponierend vorbildliche Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue in der Erfüllung seines Berufes. Er wurde eine Art Ideal für strebsame, auf geistige Ziele gerichtete Studenten. Er war kein Durchschnittsdozent, sondern eine Künstlerindividualität von schärfster Prägung auf dem Katheder der Universität. Wenn jedes Menschenalter einen solchen Lehrer der Philosophie schafft, so ist es viel!

In *Kuno Fischer* ist ein Klassiker und Künstler der Philosophie dahingegangen. — Er war der »geborene«

Professor der Philosophie, wie ihn der geistvolle Kirchenhistoriker *Karl Hase* in Jena genannt hat.

Wer von Herzen sein Schüler war, den mußte die Nachricht von seinem Tode am 5. Juli 1907 tief ergreifen. Wenn man auch wußte, daß er schwer krank war, so hatte man doch immer die Möglichkeit seiner Genesung vor sich. An seinen Tod konnte man trotz seiner 83 Jahre nicht glauben. Denn ihm haftete zeitlebens etwas von Jugend an. Diese frische Elastizität, diese gebietende Hoheit, diese souveräne Kraft: sie geben ihm den Charakter des Jugendlichen.

Hat er doch bis in sein 81. Jahr unausgesetzt seine Kollegia gehalten: nnd was hieß das! Jeder Vortrag behandelte das abstrakte Denkgebiet, die feinsten Geistesprozesse, die nur eine scharfe Hirnkraft bewältigt. Ohne Notizen, ohne das kleinste Papierstreifchen, ohne einen Bleistiftstrich auf der Manschette, wozu mancher berühmte Redner seine letzte Zuflucht nehmen soll, hielt er seine Kollegia.

Als Greis von 81 Jahren noch vollkommen frei über die schwierigsten Probleme der Philosophie zu sprechen, das setzt schon eine fast unauslöschlich jugendfrische Geisteskraft voraus.

Wie kaum einer, man möchte sagen wie *Goethe*, war *Kuno Fischer* vom äußeren Glück begünstigt, um in der starken Geisteskonzentration zu bleiben, von der allein der Erfolg einer Vertiefung in das abstrakte Gebiet der Philosophie abhing. Unter allen, die ihm hierin das Leben ebneten, steht seine Jugendgattin obenan. Die sammelnde Stille des Pfarrhauses in Sandewalde in Schlesien, wo er am 23. Juli 1824 geboren war und seine Kindheit und Jugend verlebte, legte den Grund zu dem intellektuell bestimmt gerichteten Innenleben, in dem nur der eine Trieb vorwärts drängte: Wissen und Kunst in den Dienst des Vortrags zu stellen.

Das Gymnasium in Posen weckte die intellektuelle Kraft, entfaltete die Redneranlage und legte zu der ein-

seitigen Konzentration des Geisteslebens den festen Grund. Das Universitätsstudium der Theologie und Philosophie von 1844 an in Leipzig und Halle steigerte das Innenleben in seiner einseitigen Kraft. Intelligenz und Wille blieben unbewußt auf das eine Ziel gerichtet: Verbreitung des Interesses für Philosophie an der Universität.

In den Studienjahren *Kuno Fischers* war dies ein hohes Ideal. Die Philosophie hatte als weltkonstruierende Geistesmacht eine in der germanischen Kultur gebietende Stellung gewonnen. Echt deutsch war diese Bewegung, die unter Slaven, Romanen und Juden ganz unmöglich gewesen wäre und von diesen Rassen nie verstanden, sondern nur als eine Verirrung aufgefaßt wurde, über die sie ihren Spott und Hohn schütteten und unbewußt ein Stück deutscher Geistesarbeit zerstörten. *Schleiermacher* war der erste Geistesführer zur Verinnerlichung des religiösen Lebens und zur Emporhebung des schöpferischen Gottgemütes aus dem Stoffleben der Verstandeskälte und von dem Schwergewichte des Wortfetischismus. *Schelling* wies als schauender Dichter auf die schöpferische Natur, in der er Gott und Geist vereinigt sah: eine Tat des deutschen Geistes, die eine zusammenraffende Selbstbesinnung des durch Fälschung und Fremdgift geschwächten und zur Untreue gegen sich irregeleiteten Rassenbewußtseins bedeutete und unbewußt an den suchenden Pantheismus, das Gottnaturvertrauen in der Religion der Gott- und Heldenlieder vor, in und nach der Edda angeknüpft hatte. Die straffste Selbstaufraffung deutschen Innenlebens vollzog das energische Genie *Hegels*, welches die Konstruktion der Welt aus dem Geiste ableitete und die Idee als die Urschöpferin alles Vorhandenen nachwies. Daß »alles was existiert, vernünftig ist«, dem Gesetz der Idee gehorcht, selbst widerstrebend und als kämpfend widerwillig von der »List der Idee« geleitet wird, um endlich ein verkörperter Gottgedanke zu sein, das war ein Gedanke aus urdeutscher Geisteskraft — gleich der Faustidee, dem Merlincharakter, dem Demiurgoswerke

in der geläuterten deutschen Dichtung. Man prüfe nur das Lebenswerk dieser großen Denker, deren Gedanken bestätigend oder bekämpfend, *Schopenhauer* und *Eduard von Hartmann* und unter den jüngeren Lebenden *Arthur Drews*, der in Hamburg geborene zukunftsreiche Philosoph in *Kuno Fischers* Nähe — in Karlsruhe — fortgeführt haben: und man wird ganz ursprungsechten germanischen Rassengeist darin, selbst psycho-anthropologisch, erkennen. Man betrachte nur mit anthropologischem Verständnis die feinen dolichozephalen Germanenköpfe *Schleiermachers*, *Schellings* und *Hegels*.

Wie kleinkrämerig ist die Kinderei einer Kritik jener großen Religions- und Geistesreformatoren, wenn man mit einer Detailnörgelei seine Wichtigtuerei auftischt, während es sich doch um große, weithin eine Strecke des Zukunftsweges der Menschheit erleuchtende Ideen im größten Riesenstile geistiger Lichtwerfer handelt! Was liegt daran, daß *Hegel* die Möglichkeit jener Asteroiden wegkonstruierte, die dann in größerer Anzahl mit dem Teleskop gefunden wurden. Die geniale Idee wird von dem Detail der Spezialwissenschaft nicht berührt!

In jene große Geisteswelt, in den starken Aufschwung der Philosophie durch *Hegel* trat *Kuno Fischer.*

Als ich den Entwicklungsquellen meines größten Meisters der Philosophie nachging, dessen Leben und Schaffen mir immer Jugend bedeutete, kam ich auch dazu, den Nestor der Hegelschen Philosophie, *Joh. Ed. Erdmann* in Halle, 1872 zu besuchen und zu hören. Unvergeßlich blieb mir der Eindruck von diesem Manne, der mich nur als Lehrer *Kuno Fischers* interessierte.

Feierlich trat der greise Meister ein, dessen weit überragender Schüler als der größere Meister nur wenige Stunden von Halle an der Saale, in dem romantischen Tale am gleichen thüringer Flüßchen, in Jena lebte. Es war März 1872, kurz vor Schluß des Wintersemesters, ein halbes Jahr vor der Berufung *Kuno Fischers* nach Heidelberg. *Erdmanns* Hörsaal war wie der seines be-

deutenden Schülers der größte der Universität. Bis auf den letzten Platz war der Saal von Studenten, Lehrern und Pastoren gefüllt. Mit der Würde eines Predigers stand er auf dem Katheder, fast unbewegt während seines ganzen Vortrags; einen Schlüssel bewegte er in der rechten Hand und bisweilen demonstrierte er damit. Charakteristisch war es, daß er während seines ganzen Kollegs die Augen geschlossen hielt. Von Äußerlichkeiten hatte sein großer Schüler nur das Spiel mit dem Schlüssel. Um so mehr Ähnlichkeit hatte die Vortragsart. *Erdmann* trug die Philosophie des Descartes vor und behandelte das Problem des Bewußtseins nach dem Gedanken »*Cogito, ergo sum*«, jenem verhängnisvollen Irrtum des französischen Denkers. *Erdmann* ließ diesen Gedanken aus dem System des Descartes hervorgehen, nicht entwicklungsgeschichtlich, sondern deduktiv. Der Gedanke war die Verkörperung des Descartes, er mußte mit Descartes da sein. Der Gedanke war absolute Logik, absolute Vernunft, absolute Wahrheit, die Vorstufe der Idee »Das Ich setzt das Nicht-Ich.« *Erdmann* gab den Gedanken des Descartes als reine Mathematik, als unantastbares Axiom, welches des Beweises nicht bedarf. Es war etwas von steinerner Logik in dem Geschichtsaufbau von *Erdmann*. Er faszinierte durch diese geschlossene Beweisführung, die ein glänzendes System ohne Untergrund in der Luft aufführte. Während der straffen Linienführung ließ man sich in den Phantasiebau mit Wonne emporheben. Erst als *Erdmann* die Augen wieder öffnete und wachend den Hörsaal verließ, wurde man als schön getäuschter Zuhörer von der linienreinen und farbenreichen *Fata Morgana* wieder frei. *Erdmanns* Vortrag war ein Genuß.

Alle ästhetischen Vorzüge des Erdmannschen Vortrages behielt *Kuno Fischer:* die würdevolle Haltung wurde bei ihm zu einer souveränen, gebietenden, vornehmen. *Erdmanns* schöne gewählte Sprache wurde bei *Kuno Fischer* eine durch Klarheit und Tiefe klassisch künstlerische. Was *Erdmann* konstruierte und logisch aus der Idee auf-

baute, wie es der echte Hegelianer tun muß, entwickelte *Kuno Fischer* als einen Prozeß des Werdens vom Keime bis zur Frucht. Er war der Aristokrat unter den Universitätslehrern, der Künstler und der Naturforscher der philosophischen Systeme in seinen Werken und akademischen Vorträgen.

Zweifellos hat er in *Erdmann* sein bestes akademisches Vorbild gehabt.

Schon durch *Erdmanns* persönlich faszinierendes und zwingend hypnotisierendes Vorbild mußte sich *Kuno Fischers* Innenleben einseitig auf Philosophie konzentrieren und den Grund zu der Kraft legen, die er in der Wiedergabe der philosophischen Gedanken erlangt hat.

Durch die Beschränkung auf die vorhandenen Systeme wurde er Meister in der Darstellung.

Eine kurze Hauslehrerzeit lenkte sein Innenleben nicht auf andere Bahnen.

Da sich bald daran seine Habilitation an der Universität Heidelberg schloß, als er kaum das 26. Lebensjahr vollendet hatte (1850), blieb er in dem abgeschlossenen Vorstellungskreise und Arbeitsgebiet. Soweit man sein Leben übersehen kann, trat er den Naturwissenschaften nicht näher. Auch Mathematik zog ihn nicht an, wenn auch die Begabung dafür in ihm lag, da seine jüngere Tochter schon in zarten Mädchenjahren mit solchem Erfolg, gleich einer *Sophie Germain*, in diese einzige exakte Wissenschaft eindrang, daß sie die Differential- und Integralrechnung mit Sicherheit in den Jahren beherrschte, in denen ein normaler Student zu den Anfangsgründen der Analysis gelangt.

Wieweit *Kuno Fischer* die Künste auf sich wirken ließ, kann man nach seinen Werken nicht bestimmen. Die Musik schien ihm ein fremdes Gebiet zu bleiben. So erklärt es sich, daß er sich für das Lebenswerk *Richard Wagners* als Kulturmacht des deutschen Stammes nicht erwärmen konnte.

Selbst die Grenzgebiete der Philosophie, die ihren

Inhalt und ihre Begründung zum Teil aus den Naturwissenschaften und der Mathematik nehmen müssen, Psychologie, Erkenntnistheorie, Logik, Metaphysik, Ästhetik, Ethik und Pädagogik, zogen sein Interesse wenig an. Pädagogik blieb ihm zeitlebens ein Bereich der Unwissenschaft, der Praxis, höchstens der Kunst, aber nie der Wissenschaft.

Man muß die scharf abgeschlossene Einseitigkeit der Forschungsinteressen *Kuno Fischers* erkennen, um zu begreifen, daß gerade diese Abwehr alles nicht zur Geschichte der Philosophie gehörenden ihn zum Künstler an seinem Stoffe machte. Alles, was nicht Geschichte der Philosophie war, galt ihm als Gegenstand der Zersplitterung.

So blieb ihm eine große, weite, erhabene, schöne Welt des gegenwärtigen Ringens um Wissenschaft und Kultur fern. Er lebte in vergangenen Denksystemen. Auch die politische Welt blieb ihm etwas fernliegendes.

Selbst das praktische Leben der nächsten und weiteren Umgebung drang nicht tief in sein Bewußtsein. Er wäre ein hilfloses Kind gewesen, wenn ihm nicht eine selten edle Frau als Gattin bis in sein 59. Lebensjahr mit der helfenden Geduld sanfter Herzensgüte und feinster Intelligenz, ja höchster Lebensweisheit, unmerkbar führend, zur Seite gestanden hätte. Auch über äußere Verlegenheiten half sie ihm mit vornehmem Takte. Man kann an *Kuno Fischers* Lebenserfolge nicht denken, ohne dieser hervorragenden Frau ein Wort des Dankes zu widmen, die ihm liebevoll alle Hindernisse des äußeren Lebens aus dem Wege räumte, von denen sein in Weltfernen des Geistes webendes Innenleben nichts ahnte, die aber sein Bewußtsein in verhängnisvollen Zwiespalt gebracht haben würden, vielleicht ein unerfreuliches Charakterbild erzwungen und die Geisteskonzentration vereitelt hätten.

Aus dem einseitigen Innenleben *Kuno Fischers* erklären sich alle die Absonderlichkeiten und Schroffheiten, die einen Mythenkranz und eine Anekdotensammlung um *Kuno Fischer* geschaffen haben. Aber diese Anekdoten

bedeuten weiter nichts als eine kleinliche Auffassung eines innerlich großen Lebens, welches nur die Brücke zur Außenwelt nicht gefunden hatte und in tausend Formen stammelte, deren technische Routine ihm fremd war. Warum mußte der Künstler der Gedankengeschichte nun gerade jedes Studenten hochwichtige Eigenart richtig verstehen und behandeln? Und von verletzter Studenteneitelkeit ging der höhnische, neidische, mißgünstige Klatsch über *Kuno Fischer* aus. Auch Kollegen schonten ihn nicht. Aber die größten waren seine treuen, persönlichen Freunde, die nie etwas von dem bierträgen dummen Studentenklatsch und noch weniger von den Rachelügen durchgefallener Doktoranden oder dem Weibergewäsch minderwertiger Dozenten wußten.

Aber stillschweigend über die Einseitigkeit im Geistesleben *Kuno Fischers* hinwegzugehen, wäre eine psychographische Ungerechtigkeit gegen den größten Künstler der Geschichte der Philosophie. Die Gerechtigkeit, ja die liebende Pietät gegen ihn erfordert es, daß man ihn als Typus einer vom Glück geschonten und begünstigten Steigerung der Intelligenz und historischen Phantasie bis zum Widerstreit mit dem Tagesleben der Gewohnheitsmenschen erkennt und kennzeichnet. Dieses Glück war verkörpert in seiner hochherzigen Gattin, die auf das, was die Alltagsmasse der Frauen »Glück« nennt, selbstlos verzichtete und die ethische Arbeitsteilung in Person darstellte. Sie nahm dem denkenden und künstlerisch gestaltenden Geiste das ab, was die individuell gegebene Persönlichkeit dem vielseitigen äußeren Leben in der Familie und Gesellschaft schuldig gewesen wäre, wenn der ihr innewohnende Geist auf weniger große Aufgaben gerichtet gewesen wäre. *Kuno Fischers* Gattin, die liebevolle Mutter seiner drei Kinder, von denen die hochbegabte jüngere Tochter jäh aus dem Leben geschieden ist, hat darin Ähnlichkeit mit zwei herzensgenialen Frauen ihrer Zeit: mit der edlen Gemahlin *Carlyles* und mit der schöpferisch großen Gattin *Richard Wagners*, *Cosima*

Wagner, deren Liebeswalten das höchste Reifen beider großen Kulturförderer ermöglicht hat.

Schon das Pfarrhaus ist oft eine Stätte absondernder Einseitigkeit, um wieviel mehr die aus dem Pfarrhaus gebildete Gelehrtenklause!

Kuno Fischer hatte keine Klause. »Ich brauche einen weiten Raum, ein großes Zimmer zum Arbeiten!« »Ich brauche absolute Stille im Haus, wenn ich arbeite!« — so sprach er seine Forderungen aus. Er setzte sie durch. In diesem großen Raum war er von allem störenden Lärm der Außenwelt abgeschlossen. Seine hochherzige Gattin nahm ihm alle Arbeit und jede Verpflichtung ab, die ihm außer der Berufsgeistesarbeit die Wirklichkeit auferlegen konnte.

Darum schreibe ich dieser stillen edlen Frau einen so großen Anteil an dem Lebenswerk *Kuno Fischers* zu. Sie schützte ihn vor kraftlähmender Zersplitterung. Sie schuf ihm die Bedingungen höchster Sammlung.

Die volle Freiheit von äußerem Druck und Kampf um Frieden zu innerer Konzentration brachte freilich auch die Schattenseite dieses Lebens mit sich, die sich in dem oft unnötigen Kampf mit kleinen oder gleichen Gegnern — *Schenkel, Trendelenburg, Krause* u. a. — äußerte. Sympathisch steht man dem Abfertigungsduell mit *Schenkel* gegenüber, dessen Denunziation bei dem badischen Ministerium die Entziehung der Dozentur *Kuno Fischers* zur Folge gehabt hatte. Es ist bekannt, daß *Kuno Fischers* Jugendfreund *David Friedrich Straufs* in seiner Schrift »Die Halben und die Ganzen« mit *Schenkel* vernichtend ins Gericht gegangen ist und die Plumpheit seines Angriffes gegen *Kuno Fischer* unheilbar bloßgestellt hat.

An seinem großen Lebenswerk, der »Geschichte der neueren Philosophie«, arbeitete *Kuno Fischer* schon seit 1850, seit seinem 26. Jahre in Heidelberg. Er erzählte gelegentlich, daß er das erste Kolleg — über Descartes — in sorgfältig ausgearbeiteten Einzelvorträgen seinen Zuhörern vorgelesen habe. »Bald merkte ich,« so

fuhr er fort, »daß das gelesene Wort keinen Eindruck auf die Studenten machte. Ich nahm mir deshalb vom zweiten Semester an vor, frei zu sprechen. Ich bereitete mich seitdem sehr sorgfältig für jeden Vortrag vor.« Wer einmal Zeuge dieser Gewissenhaftigkeit gewesen ist, mit der *Kuno Fischer* sich vorbereitete, der mußte ihn schon deshalb als sittliche Persönlichkeit verehren. Auch hier konzentrierte er die höchste Kraft auf einen Punkt und erreichte das Größte. Es war ihm höchste Pflicht, das Vertrauen des Staates auf ihn zu rechtfertigen. Er sah sich auf diesen Posten gestellt und wollte ihn mit Aufgebot alles Könnens ausfüllen. Er wollte den Sinn für Philosophie zu einer Kraft wecken, und dazu mußte er eine Kraft geben, die Begeisterung wecken konnte. Das war nur möglich durch eine lichtvolle Methode, durch die Anknüpfung an den Vorstellungskreis der Studenten und durch Anwendung der höchsten Kunst, eine anziehende, schöne Form auszuprägen. Die Bedingungen erfüllte *Kuno Fischer* wie keiner vor und nach ihm. Dadurch siegte er über die Abneigung der Studenten gegen das schwierige Gebiet des abstrakten Gedankens. *Kuno Fischers* Kunst deckte die Schwierigkeiten auf und überwand sie, indem er auf den Ursprungskeim des Systems zurückging und es nachschuf. An dieser Arbeit im schönsten Kunstgebilde ließ er die Zuhörer teilnehmen.

So kennen wir ihn alle, die ihn in Jena gehört haben. Dort hat er 16 Jahre in aufsteigender Manneskraft gewirkt. Dort hat er den Ruhm gewonnen, eine oft mehr der Kneipe als der Universität geneigte Studentenschaft für die Philosophie begeistert zu haben. Jena ist der Höhepunkt seines Lebens geblieben. Jena hatte überdies das Verdienst der Initiative, ihn aus der Unsicherheit des äußeren Lebens, gerade als er nach der unverantwortlichen Vertreibung vom Heidelberger Katheder sich an der Universität Berlin wieder als Privatdozent habilitieren wollte, zu einer Professur zu berufen. Er war 32 Jahre alt, als er Jena betrat, und verließ es im 48. Lebensjahre

(1856—1872). In Heidelberg ist er bis an seinen Tod, 35 Jahre lang, geblieben. In seinem 58. Jahre erhielt er den Ruf nach Berlin. Er war aber schon zu fest mit Heidelberg verwachsen. »καιρος ist ein mächtiger Gott«, schrieb er damals, wenn man ihn drängte, dem Rufe zu der fruchtbarsten Tätigkeit zu folgen. In Berlin wäre der richtige Platz für ihn gewesen. Dort besaß kein Philosoph den Einfluß, den *Kuno Fischer* ausgeübt hätte. Und Berlin bedurfte einer so begeisternden Kraft. Der richtige Zeitpunkt — καιρος — war nicht verpaßt! Aber der weltfremde Künstler sah sich an den Termin der Übersiedlung aus dem schönen Heidelberg gebunden: das beängstigte ihn. »Die Hausmakler kaufen mir mein Haus über dem Kopf weg,« schrieb er. — Dazu kam der aufregende Zank mit einem Kantphilologen. Kurz: Hemmungen, die für einen freien Blick keine waren, aber für ein überempfindliches Innenleben zu stählernen Ketten wurden. Wenn man bald nach der Ablehnung der Berliner Professur *Kuno Fischer* stark geneigt sieht, das soeben verschmähte Glück wieder zu erringen, so liegt dieses Schwanken in der unrichtigen Abschätzung der Werte der Außenwelt, die ihm bei aller scheinbar praktischen Sicherheit in der Gewinnung materieller Lebensvorteile fremd blieben. Mit beschränktem und ungerechtem Urteil spricht man dann von »unberechenbaren Launen«. Aber für ein innerlich so abgeschlossenes Leben war die Vorstellung völlig veränderter äußerer Verhältnisse ein direkter seelischer Schmerz, der eine Willensentscheidung erschwerte oder unmöglich machte. Wenn andrerseits *Kuno Fischer* sich durch Honorar und Gehalt zu sichern wußte, so war die materielle Existenz in ihrer harten Abhängigkeit vom Gelde ihm seit seinen Jugendeindrücken in den schlichten Verhältnissen des Pfarrhauses etwas erlebt Bekanntes. Überdies floß ihm beides ohne sein Drängen zu. Die Lebenssicherheit auf diesem Gebiete setzt nicht die Orientierung auf anderen Ebenen des praktischen Lebens voraus. Man kann sich deshalb

nicht einmal wundern, daß der eigenartige Forscher später ohne jeden äußeren Zwang und Anlaß sein Haus verkaufte, aber es als fremdes wieder mietete, weil die lang bewohnten und liebgewonnenen Räume ihm als ein Stück Leben unentbehrlich geworden waren. Im Alltagsleben kennt jeder das Heimweh, welches zu sonderbaren Entschließungen und Handlungen führt, auch da, wo ein weniger feines Innenleben den Menschen beherrscht.

In Heidelberg ist *Kuno Fischer* nie so verstanden worden wie in Jena, weil in der schönen Fremdenstadt am Neckar das zerstreuende, zersplitternde und oberflächliche Genußleben der Studenten die stille Ehrfurcht nicht aufkommen ließ. Das nicht sachliche Repräsentieren förderte zu viel die Eitelkeit im Leben der akademischen Jugend und verdarb den Sinn für die Universitätskultur. Nur so ist es zu erklären, daß Heidelberger Studenten über *Kuno Fischer* oft nichts weiter als Klatsch zu berichten wußten, oder sich dunkel erinnerten, daß diese Größe in Heidelberg lebte.

Ganz anders in Jena. Dort war *Kuno Fischer* identisch mit Jena, er war der Mittelpunkt des Universitätslebens, der Studenteninteressen, er war der Stolz der Jenaer Bürgerschaft. Mit Ehrfurcht wies man jedem neu ankommenden Studenten *Kuno Fischers* Haus am Löbdergraben. Mit Ehrerbietung grüßte ihn jeder Student, dem nicht der abstumpfende Bierfrohn das Respektsgefühl herabsetzte. In angemessener Entfernung hielt man sich von ihm, wenn er zwanzig Minuten vor Beginn seines Vortrages am Fürstengraben auf und ab wandelte, von der Universität bis zum Schloß am alten Fromannschen Hause vorbei, welches später das Zenkersche Institut wurde. Wie immer war er auch im Einhalten seiner Vorlesungen sehr pünktlich, was auf das unpünktliche Leben der Jenenser Studenten kräftig erziehend wirkte. Im Sommersemester las er früh 7—8 Uhr Logik und Metaphysik, ein Kolleg, welches ihm so unsympathisch war, daß er es später gar nicht mehr aufnahm, wie er

auch sein Werk »Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre« trotz des starken Verlangens des Verlegers nicht zu einer zweiten Auflage bearbeitet hat. Es war 1869 das erste Kolleg, welches ich von *Kuno Fischer* hörte. Die klare Gedankenentwicklung drang so in mich ein — als verkörperte Logik in so fesselnd schöner Form mit so künstlerisch plastischen Anschauungsbildern, daß ich jeden Abend den am Morgen gehörten Vortrag wortgetreu niederschreiben konnte, als wäre er langsam diktiert. Als ich 1881 dem Meister in Heidelberg den stattlichen Band vorlegte, bestätigte er die Richtigkeit jedes Satzes: Das war weniger das mechanische Werk eines treuen Gedächtnisses, als vielmehr die Wirkung der zwingenden Logik *Kuno Fischers*, die das Denken des Hörers zur Folgerichtigkeit erzog. Im Gespräch mit anderen Studenten äußerte sich der Eindruck dieser Vortragsmethode. Bei jeder Gelegenheit hörte man ganze Sätze aus diesem Kolleg, dessen künstlerische Vollendung die sorgfältigste Geistesarbeit des Redners zur Voraussetzung hatte. Resumiere ich alle Eindrücke meiner Jugendzeit in Jena, so war ihr Inbegriff: *Kuno Fischer*. Dabei steht das Bild seiner Morgenvorträge obenan, weil es den Denkweg für das Leben durch gesicherte und bewiesene Erkenntnis ebnete.

Nicht ein einzigesmal habe ich es in Jena erlebt, daß von *Kuno Fischer* irgend ein Klatsch erzählt wurde, wie es in Kleinstädten Brauch ist. Um so geschwollener wucherte der Klatsch über den von keinem erreichten akademischen Lehrer, als ich dreißig Jahre später wieder dort war. Da war nichts von dem alten Idyll wieder zu erkennen, in dem der deutsche Student ein stilles, heiliges Innenleben pflegen konnte. Man sah nicht mehr das schlichte Leben und Wesen der Studenten, sondern schneidige, geschniegelte Spaziergänger, die mit greisenhaft nörgelnder Kritik ihre Universitätsprofessoren herabsetzten und sich über die lächerliche Außenseite mancher Größe wie altkluge Schuljungen mockierten. Stolze Häuser

in burgfestem Steinbau prahlten als Sitz von Verbindungen, deren nichtiger Kleinkram über das Kulturziel der Universität emporgeschraubt wurde. Ein solcher Geist, der die bedeutendsten Charakterköpfe der Universität überlegen bespöttelt, wäre in dem pietätvollen Jena von 1869—1872 von seinen gesunden Elementen als affiges Zerrbild des Studentenlebens abgewehrt worden. Freilich sahen damals die Professoren ihren Stolz in der soliden Einfachheit, nicht in renommistischer Überbietung im Repräsentieren mit glänzenden Diners, die man den Finanzkreisen und dem Genußleben der Hofgesellschaft in Großstädten oder prunkenden Schlössern als Dekadenzmanier nachahmt. Jedenfalls wird das reine Geistesleben einer zu innerer Sammlung erziehenden Universität durch Millionärs- und Adelsspielerei ins Lächerliche karikiert.

Zu *Kuno Fischers* Zeit galt es als Stolz der Studenten, zu arbeiten, nicht den von den Eltern unterstützten Bummler zu spielen. Der neuen Generation muß es ja heute wie ein Stück Mythenbildung vorkommen, wenn man die Tatsache erwähnt, daß im Sommer 1868 und früher, bei dem Eintritt übergroßer Wärme schon in den frühen Morgenstunden *Kuno Fischer* mit seinen Hunderten von Zuhörern den Vertrag schloß, das Kolleg über Logik von 7—8 auf die noch frühere Morgenstunde von 6—7 zu verlegen und daß es dem ebenso energischen, wie beliebten Dozenten gelang, die Schar seiner Treuen bis zum Ende des Semesters in dieser für Studentenphilister »unmöglichen« und »unmenschlichen« Tageszeit festzuhalten.

In den Nachmittagsstunden von 4—5 Uhr trug *Kuno Fischer* an den Wochentagen, außer Mittwoch und Sonnabend, Geschichte der Philosophie vor, am Dienstag und Freitag 5—6 Literaturgeschichte. Auch hier individualisierte er und verteilte den Stoff auf vier Semester: 1. Philosophie der Griechen, 2. Philosophie von den Scholastikern bis John Locke, 3. Kant, 4. Fichte, Schelling, Hegel; dazu kam in Heidelberg noch Schopenhauer. Den Literatur-

stoff gruppierte er so: 1. Lessing, 2. Schiller, 3. Goethe, 4. Goethes »Faust«.

Man stelle sich die Fülle dieses Materials in der wundervollen Ordnung und der kunstvollen Darstellung des Meisters vor! Hatte man *Kuno Fischer* gehört, so war man gar nicht im stande, ein Kompendium der Geschichte der Philosophie oder Literatur einsemesterig vom Katheder herunter zu hören! *Kuno Fischer* gab Leben, reichen Inhalt, edle Linien und lichte Farben. Er ließ z. B. die Faustidee in Goethes Verstand und Gemüt, in dem Bewußtsein des Deutschen bis vor der Reformation, in der germanischen Rasse und in der Kultur der germanenverwandten Griechen entstehen, endlich in uns selbst, seinen Zuhörern. So wurde uns »Faust« ein inneres Erlebnis, kein außenstehendes Literaturobjekt; wir erlebten »Faust« als deutsches Fühlen, als Sehnen, Denken, Wollen und Handeln der germanischen Menschen. Wie vertiefte man sich unter *Kuno Fischers* Leitung in Lessing! Mit dramatischer Lebendigkeit wußte er dieses in einer Tragödie endende, äußerlich zerrissene und zerklüftete Ringen eines ehrlichen Geistes um neuen deutschen Geist aus dem Wuste einer fremdbleibenden Welt darzustellen. Wie wußte er unser Interesse für die scheinbar gleichgültigsten Studien Lessings zu gewinnen. Ganz heimisch wurde man in der Dramaturgie, im »Laokoon«, selbst in den vergessenen Jugenddramen bis »Miß Sarah«. Auch die Fabeln, die er aus den griechischen Quellen Lessings herauswachsen ließ, um uns zu zeigen, was der Dichter hinzugefügt habe, ebenso die Gedichte Lessings ließ er so interessant vor uns entstehen, daß wir uns an dem Dichter, als Künstler der Antithese freuen konnten. Natürlich stellte er uns die Höhepunkte »Minna«, »Emilia«, »Nathan« — als führende Geistesbilder von dauerndem Werte, mit verpflichtender Kraft für das eigene Leben hin.

Als noch niemand daran dachte, Schiller als Philosophen einen hohen Rang anzuweisen, führte uns *Kuno Fischer* in die mächtige Gedankenwelt dieses gewaltigen

Geistes ein. *Kuno Fischer* war der Vorläufer aller, die in den letzten Jahren Schiller als den Schöpfer einer germanisch reformatorischen Weltanschauung zu würdigen wußten.

Noch schwieriger und um so eindringlicher war *Kuno Fischers* Kunst, uns mit den Systemen der Philosophie vertraut zu machen. Ihm waren sie nicht die »Romane der großen Denker«, wie *Sophie Germain* sie nennt, sondern die große, ernste Arbeit der besten Menschen und klarsten Köpfe höchster Kulturrasse an der Gestaltung eines Bildes der Wahrheit. Wir sahen, daß in jedem der großen Denker ein Problem ansetzte, dessen bloße Fassung schon die konzentrierte Kultur und die gesteigerte Denkkraft der Epoche bedeutete. Das, was die eng bemessene Kraft eines Lebens nicht vollenden konnte, setzte der nächste große Denker fort, der an die von seinem Vorläufer gestellte Frage anknüpfte. Welch großartiges Drängen und Schaffen der Idee sich da vor dem erstaunten Blicke kundgab, das erlebte man als Zuhörer als eine fortgesetzte Offenbarung des Gedankens. Man wohnte dem unaufhaltsam fortschreitenden Werdeprozeß der Welterkenntnis und Lebensauffassung bei. *Kuno Fischers* Darstellung der historischen Systeme der Philosophie war eine Biologie des Gedankens, das imponierendste Kunstwerk der Naturwissenschaft. In der Präzision der einzelnen Vorträge und des ganzen Semesterkursus trat das abgeschlossene Kunstwerk noch übersichtlicher hervor als in seinem klassischen Werke: »Geschichte der neueren Philosophie«.

Denn jeder Vortrag *Kuno Fischers* war ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk, welches weit zurückgriff und einen weiten Ausblick bot, Anfang und Ende inmitten eines wundervollen Baues, den man wie Kristalle emporwachsen sah, der immer höher emporstrebte und sich zu einem geräumigen, schönen Bau erweiterte, bis das ganze Werk wie ein gothischer Dom aus schöpferischer Phantasie und wissenschaftlicher Schulung des Meisters fertig dastand.

Andacht gehörte zur Aufnahme dieses Kunstwerkes. *Kuno Fischer* wußte sie zu geben. Er trat erst in den Hörsaal, wenn alle Studenten versammelt waren. Elastisch, in gemessenen Schritten, nie träumerisch, nie salopp, ging er durch den freien Raum zwischen den Bänken. Er erschien stets in sorgfältig gewähltem Anzuge, an dem nicht die geringste Unordnung oder Nachlässigkeit ablenkend auf die Aufmerksamkeit wirken konnte. Rasch betrat er das Katheder. Die große kräftige Gestalt wirkte imponierend. Mit prüfendem Blicke übersah er seine Zuhörer. Spätlinge bändigte er durch scharfes Fixieren und zwang sie, rasch und geräuschlos den nächsten Platz einzunehmen, um schnell ihre störende Erscheinung unsichtbar zu machen. Schon in seinen ersten Sätzen sprach er individuell und intim zu seinen Zuhörern. Er faßte einen Studenten ins Auge, der ihm selbst ins Auge sah und den unmittelbar persönlichen Eindruck des lebendigen Vortrags nicht durch Nachschreiben störte. An diesen war die ganze Vorlesung gerichtet. In der ersten Viertelstunde rekapitulierte er nun den Hauptinhalt des letzten Vortrages und der grundlegenden Gedanken der früheren Vorträge. Darauf baute er das neue auf. Mochte es nun das Lebensbild, die Charakterzeichnung oder das System des Denkens sein, immer war es der Weg der genetischen Entwicklung, den er dem Zuhörer zeigte. Soweit es die Quellen gestatteten, zeigte er das Werden des Menschen oder des Gedankens lückenlos. Dieses Anschauen des unaufhörlichen Wachsens der Idee »machte den Zuhörer zum Teilnehmer an dem Denkprozeß. *Kuno Fischer* gab alle Prämissen, alle Vorbedingungen so folgerichtig, daß man bald aus dem bloß aufnehmenden Zuhören zu tätigem Mitdenken überging. Zwanglos wurde man gefragt, freiwillig dachte man mit, freudig antwortete man auf die von dem vortragenden Künstler gestellten Fragen. Man legte mit *Kuno Fischer* auch die Irrwege des Philosophen zurück. Man sah, wie leicht es war, in diesem Labyrinth einen Fehltritt zu tun, wenn die Vorbedingungen

allgemeiner Forschung noch nicht so weit gediehen waren, um das System znm Abschluß kommen zu lassen. Die Lücke im System konnte erst der Nachfolger ergänzen. Aus einem Irrtum sah man ein ganzes System entstehen, welches wieder ein ganzes Leben ausfüllte, bis einer der nächsten Denker an dem richtigen Punkte in dem älteren System anknüpfte und dieses richtig zum Abschluß bringen konnte.

So wurden die Hylozoisten, die Eleaten, Plato, Plotin, Descartes, Spinoza, Locke wirkliche Erlebnisse. Vor allem wurde uns Kant ein tief wirkendes Ereignis der Menschheit.

Man freute sich auf jede Stunde dieses schaffenden Geistesverkehrs mit *Kuno Fischer*. Man wußte, daß man bereichert ging. Aber auch äußerlich wurde man harmonisch von seinem Vortrag berührt. Die wohlklingende Stimme war jeder Modulation fähig — von der schneidenden Schärfe logischer Verstandeskälte bis zum gewinnenden Tone gemütvoller Wärme. Ernst, Witz, Humor, begeisternde Lebendigkeit, mahnende Strenge — alles wußte seine Stimme, das Erbe mancher Generationen im Geistesberufe, zu veranschaulichen. Wer *Kuno Fischer* jahrelang gehört hat, kann seine Stimme in ihrer Vielseitigkeit neu beleben, wenn er seine Werke liest.

Auch die rassenechte Germanenerscheinung wirkte angenehm. Der stark dolichozephale Kopf mit blonden Haaren und dem blonden kräftigen Schnurrbart, den er leider dem Bildhauer zu Gefallen in Heidelberg dauernd beseitigen ließ, ebenso die stets rosige Frische des hellhäutigen Gesichtes, die mächtig ausgedehnte, hochgewölbte Stirn und die großen, echt blauen, ausdrucksvollen Augen ließen ihn als Aristokraten aus altem rein erhaltenem Geschlecht erscheinen. Die an der Wurzel eingesenkte Nase mit der durchspaltenen Spitze, von der ein kleiner Teil des linken Flügels durch das Rapier abgeschlagen war, gab dem Gesichte das Gepräge einer Kraft, die zwar nicht die Schönheit der Linie an dieser Stelle suchte, aber geistige Energie anstrebte.

Bezeichnend waren in seinen Vorträgen die knapp gemessenen Bewegungen, die er mit der rechten Hand machte: aristokratisch taktvoll zurückhaltende, nie aufdringliche Bewegungen. Nach 38 Jahren sieht man das alles noch, als käme man gestern aus seinem Kolleg: er demonstrierte nicht wie Schulmeister mit dem emporgehaltenen oder vorgestreckten Zeigefinger, sondern er legte leise die Spitzen des Daumens und dritten Fingers aufeinander und bewegte das Handgelenk, selten den ganzen Unterarm, deutend, auf und ab. Oder er nahm einen kleinen Schlüssel in die rechte Hand und ließ ihn durch die Finger gleiten. Das war alles.

Wenn man damit die übertriebenen Theaterposen und exzentrischen Schauspielerbewegungen gedankenarmer und religionsleerer Pfarrer in Stadt und Land vergleicht, die ihre memorierten Sprüchlein herleiern, so wirkte *Kuno Fischers* fein abgewogenes Maß erziehend auf künftige Prediger. Aber wenn man sich die grotesken, an Irrsinnsformen grenzenden Bewegungen eines Berliner Philosophieprofessors der siebziger Jahre vergegenwärtigt, der jeden noch dazu abgelesenen Satz durch sechs oder sieben lange Pausen auseinanderriß, nach jedem »und« und »ist« Grimassen schnitt, die Hand wie ein Beil abplattete, 8—9 mal damit in lachenerregender Schnelligkeit die Luft durchhieb und dazu den Rest des Satzes mit allen Nebensätzen in jagender Hast monoton herunterschnurrte, um dann längere Zeit den Mund aufzusperren, bis er — im vergilbten Manuskript den Faden wiedergefunden und sich die vier nächsten Worte eingeprägt hatte, so standen sich hier Karikatur und würdevolles Vorbild schroff gegenüber.

Können wir bei *Kuno Fischers* Handbewegungen den guten Einfluß *Erdmanns* wahrnehmen, so dürfen wir bei seiner Art, einen aufmerksamen Studenten ins Auge zu fassen und gewissermaßen zu diesem ganz individuell zu sprechen, an *Kant* denken. Dieser fixierte auch etwas an seinen Zuhörern, aber nicht das Auge, sondern den Knopf

an dessen Rock; ja er verlor den Zusammenhang des Denkens, als jener Knopf abgerissen war. So anekdotenhaft dies klingen mag, so ist doch bei einem so elementar abgeschlossenen Denker wie *Kant* dieser Vorgang nach dem vielgestaltigen Wirken der Ideenassoziation vollkommen natürlich. Freilich muß hervorgehoben werden, daß *Kant* Gedanken und Wort im Moment schuf, also improvisierte, während *Kuno Fischer* stets auf das sorgfältigste vorbereitet war. Mindestens einen Tag brauchte er zur Vorbereitung, die so vielseitig war, daß sie nicht nur das strengste Gedankengefüge fertig hinstellte, sondern auch in der Hauptsache den Wortlaut festlegte. Mit eisernem Fleiße brachte er seine angeborenen Anlagen zu höchster Vollendung. Er wollte nicht nur Wissen vermitteln, sondern auch philosophische Gesinnung bilden.

Mit diesem bewußten Wollen wirkte er suggerierend auf die Studentenschaft und besonders auf die, denen sein Scharfblick ein tieferes Interesse ansah.

Kuno Fischer stellte Ideale der Menschheit in den Gedanken der großen Philosophen hin. Dadurch wurde er ein erfolgreicher Erzieher der akademischen Jugend, wie durch seine Werke der Erzieher der gebildeten oder nach Bildung strebenden Welt. Er war durch seine Klarheit, seine Ordnung, seine Pünktlichkeit, seine Gewissenhaftigkeit in der Ausübung seines Berufes der beste Pädagoge, der Künstler auf dem Gebiete, welches er als Pädagogik verachtete, wie auch der schaffende Künstler die Ästhetik verwirft, wenn sie ihre Gesetze nicht vom schaffenden Künstler lernt, sondern als konstruktive Pedanterie ihre Regeln gibt und dadurch die produktive Kunst einschnürt.

Indem *Kuno Fischer* Ideale zeigte, wirkte er an den ewigen Aufgaben der Menschheit. Er schaute sie in ihrer Reinheit und übte die höchste Treue, sie dem Verständnis der akademischen Jugend und der Kulturwelt zugänglich zu machen. Auch sein Leben war treu diesen wachsenden Idealen.

Aber es war ein einseitig gesteigertes Leben, in dem er vielen Problemen der Erfahrung gegenüber eine kindliche Weltfremdheit behielt. Eines Menschen Kraft reicht nicht aus, den Anforderungen des vielgestaltigen Lebens gerecht zu werden.

Dazu ist wohl auch die Tatsache zu rechnen, daß er sich seit vielen Jahren von vielen seiner Kollegen zurückzog und von seinen intimsten Freunden von öffentlichen Kämpfen mit ihnen zurückgehalten werden mußte. Er übertrug seine Innenwelt in die Außenwelt und stieß bisweilen heftig mit ihr an. Er fühlte dann oft die bitterschmerzende Reaktion der Außenwelt.

Seit 1880 drückte ihn die Last der Prüfungen und die Verpflichtung, Psychologie zu lesen. Um beides mit einer Professur mir zu übertragen, verhandelte er seit 1881 mit mir. Damals verkehrte ich zum erstenmal persönlich mit ihm. Ich hatte nicht geahnt, welches Übermaßes von Liebenswürdigkeit und geradezu väterlich liebevoller Fürsorge er fähig war, mit der er mich als seinen Gast wochenlang in seinem Hause behandelte. Die genial kindliche Offenheit, mit der er seine Herzenswünsche aussprach, hatte etwas geradezu Rührendes und gewann ihm meine Liebe. Über die Lehrtätigkeit in Heidelberg konnten wir uns nicht einigen, da ich auf Pädagogik, mein Hauptgebiet, nicht verzichten wollte, welches er zeitlebens verabscheut hat. Doch hat er meinen Schulbestrebungen seit 1886 eine glänzende Prognose gestellt, weil er ihre »gesund realistische Grundlage mit der Richtung auf den Idealismus« anerkannte.

Mit *Kuno Fischer* ist mir ein teures Stück Leben dahingesunken, wie wohl Hunderten anderer, die in ihm ihre Jugend lebendig sahen.

Ich hoffe in größerem Umfange sein Wirken darstellen zu können und auch nach seinem Tode ihm Freunde zu gewinnen, die sich an seinen Geistesbildern der Menschheit erheben. Er hat Bleibendes geschaffen, weil er die Philosophie als führende Macht er-

kannt und zeitlebens das Banner des Idealismus hochgehalten hat.

Das Große, was er der Nachwelt hinterlassen hat, ist die vorbildlich in seiner »Geschichte der Philosophie« niedergelegte Geistesarbeit. Die Jubiläumsausgabe dieses Lebenswerkes von *Kuno Fischer* erschien vor einigen Jahren, wie seit 30 Jahren fast alle seine Bücher, in der Universitätsbuchhandlung von Carl Winter in Heidelberg in 12 Bänden. Das beste hat ausnahmsweise Erfolg gehabt. Vier Auflagen eines Werkes, dessen Preis über 100 M beträgt, sind ja in Deutschland innerhalb des Gebietes der historischen Philosophie beispiellos. Auch *Kuno Fischers* Werke über Shakespeare, Schiller und Goethe, unter denen die Monographie über »Faust« ein ausgereiftes Kunstwerk der Literaturgeschichte ist, haben ihren Weg durch Deutschland gefunden.

Die Beleuchtung des Wertes dieser auch bei Carl Winter in Heidelberg erschienenen Werke ist der Gegenstand eines späteren Berichtes.

Das Charakterbild *Kuno Fischers*, welches vielfach abweichend dargestellt wird, kann nicht schwanken, wenn man nur den Gesichtspunkt festhält, daß nicht nur seine intellektuelle Kraft, sondern auch sein ganzes Wollen in der Berufsarbeit für die Philosophie aufging und daß er den übrigen Aufgaben des Lebens oft wie ein Kind gegenüberstand. Was man in Verkennung des ganzen Menschen »Laune« und »Herrschsucht« an ihm nannte, war teils ein schmerzlicher Gegensatz seines zu stark abgeschlossenen Innenlebens zu der ihm fremden Außenwelt. Anekdoten und Klatsch, wie sie sich um seine Person gebildet haben, verkennen durchweg seine Weltfremdheit. Was einen im Leben stehenden Menschen kaum berührt, das verletzte ihn als Angriff auf seine wissenschaftliche Autorität und Ehre. Wenn jetzt nach seinem Tode, der ein reiches Geistesleben abgeschlossen hat, die »Berliner Illustrierte Zeitung« nichts weiter von dem alle akademischen Zaunkönige überragenden Mann aufzutischen

vermag als 3—4 dumme Studentenwitze, die so sichtbar aus dem Schulbubentrieb der Renommisterei und des Zumbestenhaltens hervorgegangen sind, ja noch eine biographische Albernheit enthalten, so beweist dies nur die ärmlichste Unwissenheit des anonymen Textschreibers über *Kuno Fischer*. Dieser Denker nahm alles, was seine Lebensarbeit betraf, sehr ernst und ging selbst an den winzigsten Nichtskönnern nicht gleichgültig vorbei, wenn sie ein oberflächlich schiefes Urteil über ihn aussprachen, wozu sie jeder Befugnis entbehrten. Er erlebte es täglich, wie

> Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
> Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Kuno Fischers Berufstreue und Pflichterfüllung kennzeichnen mehr als einige kleine Phantasieentgleisungen seinen Charakter. Man halte den Grundzug seines Wesens fest, wenn man ein Endurteil über ihn haben will.

> Hab ich des Menschen Kern erst untersucht,
> So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Mit Treue hat er deutschen Idealismus gepflegt.



Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

Pädagogisches Magazin.

Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften.

Herausgegeben von

Friedrich Mann.

Heft

1. Keferstein, Dr. H., Betrachtungen über Lehrerbildung. 2. Aufl. 75 Pf.
2. Maennel, Dr. B., Über pädagogische Diskussionen und die Bedingungen, unter denen sie nützen können. 2. Aufl. 45 Pf.
3. Wohlrabe, Dr. W., Fr. Mykonius, der Reformator Thüringens. 25 Pf.
4. Tews, Joh., Moderne Mädchenerziehung. Ein Vortrag. 2. Aufl. 30 Pf.
5. Ufer, Christian, Das Wesen des Schwachsinns. 2. Aufl. 25 Pf.
6. Wohlrabe, Dr. W., Otto Frick. Gedächtnisrede, gehalten im Halleschen Lehrer-Vereine. 40 Pf.
7. Holtsch, H., Comenius, der Apostel des Friedens. 30 Pf.
8. Sallwürk, Dr. E. von, Baumgarten gegen Diesterweg. 25 Pf.
9. Tews, Joh., Sozialdemokratische Pädagogik. 3. Aufl. 50 Pf.
10. Flügel, O., Über die Phantasie. Ein Vortrag. 2. Aufl. 30 Pf.
11. Janke, O., Die Beleuchtung der Schulzimmer. 25 Pf.
12. Schullerus, Dr. Adolf, Die Deutsche Mythologie in der Erziehungsschule. 20 Pf.
13. Keferstein, Dr. Horst, Eine Herderstudie mit besonderer Beziehung auf Herder als Pädagog. 40 Pf.
14. Wittstock, Dr. Alb., Die Überfüllung der gelehrten Berufszweige. 50 Pf.
15. Hunziker, Prof. O., Comenius und Pestalozzi. Festrede. 2. Aufl. 40 Pf.
16. Sallwürk, Dr. E. von, Das Recht der Volksschulaufsicht. Nach den Verhandlungen der württemberg. Kammer im Mai 1891. 25 Pf.
17. Rossbach, Dr. F., Historische Richtigkeit und Volkstümlichkeit im Geschichtsunterrichte. 40 Pf.
18. Wohlrabe, Rektor Dr., Lehrplan der sechsstufigen Volksschule zu Halle a. S. für den Unterricht in Geschichte, Geographie, Naturlehre, Raumlehre, Deutsch. 40 Pf.
19. Rother, H., Die Bedeutung des Unbewufsten im menschl. Seelenleben. 2. Aufl. 30 Pf.
20. Gehmlich, Dr. Ernst, Beiträge zur Geschichte des Unterrichts und der Zucht in den städtischen Lateinschulen des 16. Jahrhunderts. 50 Pf.
21. Hollkamm, F., Erziehender Unterricht und Massenunterricht. 60 Pf.
22. Janke, Otto, Körperhaltung und Schriftrichtung. 40 Pf.
23. Lange, Dr. Karl, Die zweckmäfsige Gestaltung der öffentlichen Schulprüfungen. 30 Pf.
24. Gleichmann, Prof. A., Über den blofs darstellenden Unterricht Herbarts. 2. Auflage. 60 Pf.
25. Lomberg, A., Grofse oder kleine Schulsysteme? 45 Pf.
26. Bergemann, Dr. P., Wie wird die Heimatskunde ihrer soz.-ethischen Aufgabe gerecht? 2. Aufl. 80 Pf.
27. Kirchberg, Th., Die Etymologie und ihre Bedeutung für Schule und Lehrer. 40 Pf.
28. Honke, Julius, Zur Pflege volkstüml. Bildung und Gesittung. 50 Pf.
29. Renkauf, Dr. A., Abnorme Kinder und ihre Pflege. 2. Aufl. 35 Pf.

Heft

70. Linz, F., Zur Tradition u. Reform des französ. Unterrichts. 1 M 20 Pf.
71. Trüper, J., Zur Pädagogischen Pathologie und Therapie. 60 Pf.
72. Kirst, A., Das Lebensbild Jesu auf der Oberstufe. 40 Pf.
73. Tews, J., Kinderarbeit. 20 Pf.
74. Mann, Fr., Die soziale Grundlage von Pestalozzis Pädagogik. 25 Pf.
75. Kipping, Wort und Wortinhalt. 30 Pf.
76. Andreae, Über die Faulheit. 2. Aufl. 60 Pf.
77. Fritzsche, Die Gestalt. d. Systemstufen im Geschichtsunterr. 50 Pf.
78. Bliedner, Schiller. 80 Pf.
79. Keferstein, Rich. Rothe als Pädagog und Sozialpolitiker. 1 M.
80. Thieme, Über Volksetymologie in der Volksschule. 25 Pf.
81. Hiemesch, Die Willensbildung. 60 Pf.
82. Flügel, Der Rationalismus in Herbarts Pädagogik. 50 Pf.
83. Sachse, Die Lüge und die sittlichen Ideen. 20 Pf.
84. Renkauf, Dr. A., Leseabende im Dienste der Erziehung. 60 Pf.
85. Beyer, O. W., Zur Geschichte des Zillerschen Seminars. 2 M.
86. Ufer, Chr., Durch welche Mittel steuert der Lehrer außerhalb der Schulzeit den sittlichen Gefahren d. heranwachs. Jugend? 5. Aufl. 40 Pf.
87. Tews, J, Das Volksschulwesen in d. gr. Städten Deutschlands. 30 Pf.
88. Janke, O., Schäden der gewerblichen und landwirtschaftlichen Kinderarbeit. 60 Pf.
89. Foltz, O., Die Phantasie in ihrem Verhältnis zu den höheren Geistestätigkeiten. 40 Pf.
90. Fick, Über den Schlaf. 70 Pf.
91. Keferstein, Dr. H., Zur Erinnerung an Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae. 70 Pf.
92. Staude, P., Über Belehrungen im Anschl. an d. deutsch. Aufsatz. 40 Pf.
93. Keferstein, Dr. H., Zur Frage des Egoismus. 50 Pf.
94. Fritzsche, Präp. zur Geschichte des großen Kurfürsten. 60 Pf.
95. Schlegel, Quellen der Berufsfreudigkeit. 20 Pf.
96. Schleichert, Die volkswirtschaftl. Elementarkenntnisse im Rahmen der jetzigen Lehrpläne der Volksschule. 70 Pf.
97. Schnllerns, Zur Methodik d. deutsch. Grammatikunterrichts. (U. d. Pr.)
98. Staude, Lehrbeispiele für den Deutschunterr. nach der Fibel von Heinemann und Schröder. 60 Pf. 2. Heft s. Heft 192.
99. Hollkamm, Die Streitfragen des Schreiblese-Unterrichts. 40 Pf.
100. Muthesius, K., Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. 1 M.
101. Bär, A., Hilfsmittel f. d. staats- und gesellschaftskundl. Unterricht. II. Kapital. 1 M.
102. Gille, Bildung und Bedeutung des sittlichen Urteils. 30 Pf.
103. Schulze, O., Beruf und Berufswahl. 30 Pf.
104. Wittmann, H., Das Sprechen in der Schule. 2. Aufl. 20 Pf.
105. Moses, J., Vom Seelenbinnenleben der Kinder. 20 Pf.
106. Lobsien, Das Censieren. 25 Pf.
107. Baner, Wohlanständigkeitslehre. 20 Pf.
108. Fritzsche, R., Die Verwertung der Bürgerkunde. 50 Pf.
109. Sieler, Dr., A. Die Pädagogik als angewandte Ethik u. Psychologie. 60 Pf.
110. Honke, Julius Friedrich Eduard Beneke. 30 Pf.
111. Lobsien, M., Die mech. Leseschwierigkeit der Schriftzeichen. 80 Pf.
112. Bliedner, Dr A., Zur Erinnerung an Karl Volkmar Stoy. 25 Pf.
113. K. M., Gedanken beim Schulanfang. 20 Pf.

Heft
114. Schulze, Otto, A. H. Franckes Pädagogik. Ein Gedenkblatt zur 200 jähr. Jubelfeier der Franckeschen Stiftnngen, 1698/1898. 80 Pf.
115. Niehns, P., Über einige Mängel in der Rechenfertigkeit bei der aus der Schulpflicht entlassenen Jugend. 40 Pf.
116. Kirst, A., Präparationen zu zwanzig Hey'schen Fabeln. 6. Anfl. 1 M.
117. Grosse, H., Chr. Fr. D. Schubart als Schulmann. 1 M 30 Pf.
118. Sellmann, A., Caspar Dornan. 80 Pf.
119. Grofskopf, A., Sagenbildnng im Geschichtsunterricht. 30 Pf.
120. Gehmlich, Dr. Ernst, Der Gefühlsinhalt der Sprache. 1 M.
121. Keferstein, Dr. Horst, Volksbildung und Volksbildner. 60 Pf.
122. Armstroff, W., Schule und Haus in ihrem Verhältnis zn einander beim Werke der Jugenderziehung. 4. Aufl. 50 Pf.
123. Jung, W., Haushaltungsunterricht in der Mädohen-Volksschule. 50 Pf.
124. Sallwürk, Dr. E. von, Wissenschaft, Kunst und Praxis des Erziehers. 50 Pf.
125. Flügel, O., Über die persönliche Unsterblichkeit. 3. Aufl. 40 Pf.
126. Zange, Prof. Dr. F., Das Krenz im Erlösungsplane Jesu. 60 Pf.
127. Lobsien, M., Unterricht und Ermüdung. 1 M.
128. Schneyer, F., Persönl. Erinnerungen an Heinrich Schaumberger. 30 Pf.
129. Schab, R., Herbarts Ethik und das moderne Drama. 25 Pf.
130. Grosse, H., Thomas Platter als Schulmann. 40 Pf.
131. Kohlstock, K.. Eine Schülerreise. 60 Pf.
132. Dost, cand. phil. M., Die psychologische und praktische Bedeutung des Comenius nnd Basedow in Didactica magna und Elementarwerk. 50 Pf.
133. Bodenstein, K., Das Ehrgefühl der Kinder. 65 Pf.
134. Gille, Rektor, Die didaktischen Imperative A. Diesterwegs im Lichte der Herbartschen Psychologie. 50 Pf.
135. Honke, J., Geschichte nnd Ethik in ihrem Verhältnis zueinander. 60 Pf.
136. Staude, P., Die einheitl. Gestaltung des kindl. Gedankenkreises. 75 Pf.
137. Muthesins, K., Die Spiele der Menschen. 50 Pf.
138. Schoen, Lic. theol. H., Traditionelle Lieder und Spiele der Knaben nnd Mädchen zn Nazareth. 50 Pf.
139. Schmidt, M., Sünden nnseres Zeichenunterrichts. 30 Pf.
140. Tews, J., Sozialpädagogische Reformen. 30 Pf.
141. Sieler, Dr. A., Persönlichkeit und Methode in ihrer Bedeutung für den Gesamterfolg des Unterrichts. 60 Pf.
142. Linde, F., Die Onomatik, ein notwendiger Zweig des deutschen Sprachunterrichts. 65 Pf.
143. Lehmann, O., Verlassene Wohnstätten. 40 Pf.
144. Winzer H., Die Bedeutung der Heimat. 20 Pf.
145. Bliedner, Dr. A., Das Jus und die Schule. 30 Pf.
146. Kirst, A., Rückerts nationale und pädagogische Bedentung. 50 Pf.
147. Sallwürk, Dr. E. von, Interesse und Handeln bei Herbart. 20 Pf.
148. Honke, J., Über die Pflege monarch. Gesinnung im Unterricht. 40 Pf.
149. Groth, H. H., Dentungen naturwissensch. Reformbestrebungen. 40 Pf.
150. Rnde, A., Der Hypnotismus nnd seine Bedeutung, namentlich die pädagogische. 2. Aufl. 90 Pf.
151. Sallwürk, Dr. E. von, Divinität n. Moralität in d. Erziehnng. 50 Pf.
152. Staude, P., Über die pädagog. Bedeutung der alttestamentlichen Quellenschriften. 30 Pf.
153. Berndt, Joh., Zur Reform des evangelischen Religionsunterrichts vom Standpunkte der neueren Theologie. 40 Pf.

Heft

154. Kirst, A., Gewinnung d. Kupfers u. Silbers im Mansfeldschen. 60 Pf.
155. Sachse, K., Einflufs des Gedankenkreises auf den Charakter. 45 Pf.
156. Stahl, Verteilung des mathematisch-geogr. Stoffes auf eine achtklassige Schule. 25 Pf.
157. Thieme, P., Kulturdenkmäler in der Muttersprache für den Unterricht in den mittleren Schuljahren. 1 M 20 Pf.
158. Böringer, Fr., Frage und Antwort. Eine psychol. Betrachtung. 35 Pf.
159. Okanowitsch, Dr. Steph. M., Interesse u. Selbsttätigkeit. 20 Pf.
160. Mann, Dr. Albert, Staat und Bildungswesen in ihrem Verhältnis zu einander im Lichte der Staatswissenschaft seit Wilhelm v. Humboldt. 1 M.
161. Regener, Fr., Aristoteles als Psychologe. 80 Pf.
162. Göring, Hugo, Kuno Fischer als Literarhistoriker. I. 45 Pf.
163. Foltz, O., Über den Wert des Schönen. 25 Pf.
164. Sallwürk, Dr. E. von, Helene Keller. 20 Pf.
165. Schöne, Dr., Der Stundenplan u. s. Bedeutung f. Schule und Haus. 50 Pf.
166. Zeissig, E., Der Dreihund von Formenkunde, Zeichnen und Handfertigkeitsunterricht in der Volksschule. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. O. Willmann-Prag. 65 Pf.
167. Flügel, O., Über das Absolute in den ästhetischen Urteilen. 40 Pf.
168. Grosskopf, Alfred, Der letzte Sturm und Drang der deutschen Literatur, insbesondere die moderne Lyrik. 40 Pf.
169. Fritzsche, R., Die neuen Bahnen des erdkundlichen Unterrichts. Streitfragen aus alter und neuer Zeit. 1 M 50 Pf.
170. Schleinitz, Dr. phil. Otto, Darstellung der Herbartschen Interessenlehre. 45 Pf. [Volksschulerziehung. 65 Pf.
171. Lembke, Fr., Die Lüge unter besonderer Berücksichtigung der
172. Förster, Fr., Der Unterricht in der deutschen Rechtschreibung vom Standpunkte der Herbartschen Psychologie aus betrachtet. 50 Pf.
173. Tews, J., Konfession, Schulbildung und Erwerbstätigkeit. 25 Pf.
174. Peper, Wilhelm, Über ästhetisches Sehen. 70 Pf.
175. Pflugk, Gustav, Die Übertreibung im sprachlichen Ausdruck. 30 Pf.
176. Eismann, O., Der israelitische Prophetismus in der Volksschule. 30 Pf.
177. Schreiber, Heinr., Unnatur im heut. Gesangunterricht. 30 Pf.
178. Schmieder, A., Anregungen zur psychol. Betrachtung d. Sprache. 50 Pf.
179. Horn, Kleine Schulgemeinden und kleine Schulen. 20 Pf.
180. Bötte, Dr. W., Wert und Schranken der Anwendung der Formalstufen. 35 Pf.
181. Noth, Erweiterung — Beschränkung, Ausdehnung — Vertiefung des Lehrstoffes. Ein Beitrag zu einer noch nicht gelösten Frage. 1 M.
182. Das preuls. Fürsorge-Erziehungsgesetz unter besonderer Berücksichtig. der den Lehrerstand interessierenden Gesichtspunkte. Vortrag. 20 Pf.
183. Siebert, Dr. A., Anthropologie und Religion in ihrem Verhältnis zu einander. 20 Pf.
184. Dressler, Gedanken über das Gleichnis vom reichen Manne und armen Lazarus 30 Pf.
185. Keferstein, Dr. Horst, Ziele und Aufgaben eines nationalen Kinder- und Jugendschutz-Vereins. 40 Pf.
186. Bötte, Dr. W., Die Gerechtigkeit des Lehrers gegen s. Schüler. 35 Pf.
187. Schubert, Rektor C., Die Schülerbibliothek im Lehrplan. 25 Pf.
188. Winter, Dr. jur. Paul, Die Schadensersatzpflicht, insbesondere die Haftpflicht der Lehrer nach dem neuen bürgerlichen Recht. 40 Pf.
189. Muthesius, K., Schulaufsicht und Lehrerbildung. 70 Pf.

Heft
190. Lobsien, M., Über den relativen Wert versch. Sinnestypen. 30 Pf.
191. Schramm, P., Suggestion und Hypnose nach ihrer Erscheinung. Ursache und Wirkung. 80 Pf.
192. Stande, P., Lehrbeispiele für den Deutschunterricht nach der Fibel von Heinemann und Schröder. (2. Heft.) 25 Pf. 1. Heft s. Heft 98.
193. Picker, W., Über Konzentration. Eine Lehrplanfrage. 40 Pf.
194. Bornemann, Dr. L., Dörpfeld und Albert Lange. Zur Einführung in ihre Ansichten üb. soziale Frage. Schule, Staat u. Kirche. 45 Pf.
195. Lesser, Dr., Die Schule und die Fremdwörterfrage. 25 Pf.
196. Weise, R., Die Fürsorge d. Volksschule für ihre nicht schwachsinnigen Nachzügler. 45 Pf.
197. Stande, P., Zur Deutung d. Gleichnisreden Jesu in neuerer Zeit. 25 Pf.
198. Schaefer, K., Die Bedeutung der Schülerbibliotheken. 90 Pf.
199. Sallwürk, Dr. E. v., Streifzüge zur Jugendgeschichte Herbarts. 60 Pf.
200. Siebert, Dr. O., Entwickelungsgeschichte d. Menschengeschlechts. 25Pf.
201. Schleichert, F., Zur Pflege d. ästhet. Interesses i. d. Schule. 25 Pf.
202. Mollberg, Dr. A., Ein Stück Schulleben. 40 Pf.
203. Richter, O., Die nationale Bewegung und das Problem der nationalen Erziehung in der deutschen Gegenwart. 1 M 30 Pf.
204. Gille, Gerh., Die absolute Gewißheit und Allgemeingiltigkeit der sittl. Stammurteile. 30 Pf.
205. Schmitz, A., Zweck und Einrichtung der Hilfsschulen. 30 Pf.
206. Grosse, H., Ziele u. Wege weibl. Bildung in Deutschland. 1 M 40 Pf.
207. Bauer, G., Klagen über die nach der Schulzeit hervortretenden Mängel der Schulunterrichtserfolge. 30 Pf.
208. Busse, Wer ist mein Führer? 20 Pf.
209. Friemel, Rudolf, Schreiben und Schreibunterricht. 40 Pf.
210. Keferstein, Dr. H., Die Bildungsbedürfnisse der Jugendlichen. 45 Pf.
211. Dannmeier, H., Die Aufgaben d. Schule i. Kampf g. d. Alkoholismus. 35 Pf.
212. Thieme, P., Gesellschaftswissenschaft und Erziehung. 35 Pf.
213. Sallwürk, Prof. Dr. Edmund von, Das Gedicht als Kunstwerk. 25 Pf.
214. Lomberg, Aug., Sollen in der Volksschule auch klass. Dramen und Epen gelesen werden? 20 Pf.
215. Horn, Rektor, Über zwei Grundgebrechen d. heutigen Volksschule. 60 Pf.
216. Zeißig, Emil, Über das Wort Konzentration, seine Bedeutung und Verdeutschung. Ein Vortrag. 25 Pf.
217. Niehus, P., Neuerungen in der Methodik des elementaren Geometrieunterrichts. (Psychologisch-kritische Studie.) 25 Pf.
218. Winzer, H, Die Volksschule und die Kunst. 25 Pf.
219. Lobsien, Marx, Die Gleichschreibung als Grundlage des deutschen Rechtschreibunterrichts. Ein Versuch. 50 Pf.
220. Bliedner, Dr. A., Biologie und Poesie in der Volksschule. 75 Pf.
221. Linde, Fr., Etwas üb. Lautveränderung in d. deutsch. Sprache. 30 Pf.
222. Grosse, Hugo, Ein Mädchenschul-Lehrplan aus dem 16. Jahrhundert: Andr. Muskulus' »Jungfraw Schule« vom Jahre 1574. 40 Pf.
223. Baumann, Prof. Dr., Die Lehrpläne von 1901 beleuchtet aus ihnen selbst und aus dem Lexisschen Sammelwerk. 1 M 20 Pf.
224. Muthesius, Karl, Der zweite Kunsterziehungstag in Weimar. 35 Pf.
225. Dornheim, O., Volksschäden und Volksschule. 60 Pf.
226. Benson, Arthur Christopher, Der Schulmeister. Studie zur Kenntnis des englischen Bildungswesens und ein Beitrag zur Lehre von der Zucht. Aus dem Englischen übersetzt von K. Rein. 1 M 20 Pf.

Heft

227. Müller, Heinrich, Konzentration in konzentrischen Kreisen. 1 M.
228. Sallwürk, Prof. Dr. von, Das Gedicht als Kunstwerk. II. 25 Pf.
229. Ritter, Dr. R., Eine Schulfeier am Denkmale Friedrich Rückerts. Zugleich ein Beitrag zur Pflege eines gesunden Schullebens. 20 Pf.
230. Gründler, Seminardirektor E., Über nationale Erziehung. 20 Pf.
231. Reischke, R., Spiel und Sport in der Schule. 25 Pf.
232. Weber, Ernst, Zum Kampf um die allgemeine Volksschule. 50 Pf.
233. Linde, Fr., Über Phonetik u. ihre Bedeutung f. d. Volksschule. 1 M.
234. Pottag, Alfred, Schule und Lebensauffassung. 20 Pf.
235. Flügel, O., Herbart und Strümpell. 65 Pf.
236. Flügel, O., Falsche und wahre Apologetik. 75 Pf.
237. Rein, Prof. Dr. W., Stimmen z. Reform d. Religions-Unterr. I. 75 Pf.
238. Benrubi, Dr. phil. J., J. J. Rousseaus ethisches Ideal. 1 M 80 Pf.
239. Siebert, Dr. Otto, Der Mensch in seiner Beziehung auf ein göttliches Prinzip. 25 Pf.
240. Heine, Dr. Gerhard, Unterricht in der Bildersprache. 25 Pf.
241. Schmidt, M., Das Prinzip des organischen Zusammenhanges und die allgemeine Fortbildungsschule. 40 Pf.
242. Koehler, J., Die Veranschaulichung im Kirchenliedunterricht. 20 Pf.
243. Sachse, K., Apperzeption u. Phantasie i. gegenseit. Verhältnisse. 30 Pf.
244. Fritzsche, R., Der Stoffwechsel und seine Werkzeuge. 75 Pf.
245. Redlich, J., Ein Einblick in das Gebiet der höh. Geodäsie. 30 Pf.
246. Baentsch, Prof. D., Chamberleins Vorstellungen über die Religion der Semiten. 1 M.
247. Muthesius, K., Altes und Neues aus Herders Kinderstube. 45 Pf.
248. Sallwürk, Prof. Dr. Edmund von, Die zeitgemäße Gestaltung des deutschen Unterrichts. 30 Pf.
249. Thurmann, E., Die Zahlvorstellung u. d. Zahlanschauungsmittel. 45 Pf.
250. Scheller, E., Naturgeschichtliche Lehrausflüge (Exkursionen.) 75 Pf.
251. Lehmhaus, F., Mod. Zeichenunterricht. 30 Pf.
252. Cornelius, C., Die Universitäten der Ver. Staaten v. Amerika. 60 Pf.
253. Rónberg Madsen, Grundvig und die dän. Volkshochschulen. 1,60 M.
254. Lobsien, Kind und Kunst. 1 M 20 Pf.
255. Rubinstein, Dr. Susanna, Schillers Begriffsinventar. 20 Pf.
256. Scholz, E., Darstell. u. Beurteil. d. Mannheimer Schulsystems. 1 M 20 Pf.
257. Stande, P., Zum Jahrestage des Kinderschutzgesetzes. 30 Pf.
258. König, E., Prof. Dr. phil. u. theol., D. Geschichtsquellenwert d. A. T. 1 M 20 Pf.
259. Fritzsche, Dr. W., Die päd.-didakt. Theorien Charles Bonnets. 1,50 M.
260. Sallwürk, Dr. E. v., Ein Lesestück. 30 Pf.
261. Schramm, Experimentelle Didaktik. 60 Pf.
262. Sieffert, Konsistorialrat Prof. Dr. F., Offenbarung u. heil. Schrift. 1,50 M.
263. Bauch, Dr. Bruno, Schiller und seine Kunst in ihrer erzieherischen Bedeutung für unsere Zeit. 20 Pf.
264. Lesser, Dr. E., Die Vielseitigkeit des deutschen Unterrichts. 20 Pf.
265. Pfannstiel, G., Leitsätze für den biologischen Unterricht. 50 Pf.
266. Kohlhase, Fr., Die methodische Gestaltung des erdkundl. Unterrichts mit bes. Berücksichtigung der Kultur- bezw. Wirtschaftsgeographie. 60 Pf.
267. Keferstein, Dr. Horst, Zur Frage der Berufsethik. 60 Pf.
268. Junge, Otto, Friedrich Junge. Ein Lebensbild. 20 Pf.
269. Rein, Dr. W., Stimmen z. Reform d. Religions-Unterrichts. II. 80 Pf.
270. Reischke, R., Herbartianismus und Turnunterricht. 30 Pf.
271. Friedrich, G., Die Erzählung im Dienste der häusl. Erziehung. 25 Pf.

Heft

272. Rubinstein, Dr. Susanna, Die Energie als Wilhelm v. Humboldts sittliches Grundprinzip. 20 Pf.
273. Koehler, Joh., Das biologische Prinzip im Sachunterricht. 50 Pf.
274. Heine, Heinrich, Über thüringisch-sächsische Ortsnamen. 25 Pf.
275. Rubinstein, Dr. Susanna, Schillers Stellung zur Religion. 20 Pf.
276. Haustein, Dr. A., Der geogr. Unterricht im 18. Jahrhundert. 80 Pf.
277. Scheller, A., Die Schrankenlosigkeit der formalen Stufen. 30 Pf.
278. Zeißig, Emil, Vorbereitung auf den Unterricht. 1 M 50 Pf.
279. Schneider, Dr. Gustav, Emil Adolf Roßmäßler als Pädagog. 90 Pf.
280. Arnold, Dr. O., Schopenhauers pädagogische Ansichten. 1 M 60 Pf.
281. Troll, M., Die Reform des Lehrplans. 80 Pf.
282. Krusche, G., Das Atmen beim Sprechen, Lesen und Singen. 60 Pf.
283. Köhler, E. O., Die praktische Verwertung heimatkundl. Stoffe. 1 M.
284. Haltenhoff, Dr. phil. Julius, Die Wissenschaft vom alten Orient in ihrem Verhältnis zu Bibelwissenschaft und Offenbarungsglauben. 1 M.
285. König, Eduard, Dr. phil. u. theol., ordentl. Prof. a. d. Univ. Bonn, Moderne Anschauungen über den Ursprung der israelit. Religion. 80 Pf.
286. Richter, A., Religionsunterricht oder nicht? 1 M.
287. Förster, Fr., Die psychol. Reihen und ihre pädag. Bedeutung. 65 Pf.
288. Grosse, H., Eduard Mörike als Lehrer. 60 Pf.
289. Noatzsch, R., Die musikalische Form unserer Choräle. 35 Pf.
290. Redlich, J., Ein Blick i. d. allgemeinste Begriffsnetz d. Astrometrie. 30 Pf.
291. Schubert, C., Die Eigenart des Kunstunterrichts. 30 Pf.
292. Sallwürk, Dr. E. von, Kunsterziehung in neuer und alter Zeit. 20 Pf.
293. Dobenecker, R., Über den pädagogischen Grundsatz: »Heimatkunde nicht bloß Disziplin, sondern Prinzip.« 40 Pf.
294. Perkmann, Prof. Dr. J., Die wissenschaftl. Grundlag. d. Pädag. 70 Pf.
295. Hüttner, Dr. Alfred, Die Pädagogik Schleiermachers. 1 M 20 Pf.
296. Clemenz, Bruno, Kolonialidee und Schule. 2. Aufl. 60 Pf.
297. Flügel, O., Herbart über Fichte im Jahre 1806. 25 Pf.
298. Lobsien, Marx, Über Schreiben und Schreibbewegungen. 90 Pf.
299. Dams, W., Zur Erinnerung an Rektor Dietrich Horn. 40 Pf.
300. Vogel, Dr. P., Fichte und Pestalozzi. (U. d. Pr.)
301. Winzer, Schulreife und Charakterbildung. 20 Pf.
302. Pottag, Zur Mimik der Kinder. 25 Pf.
303. Wilhelm, Lehre vom Gefühl. (U. d. Pr.)
304. Schmidt, Der sittliche Geschmack als Kristallisationspunkt der sittlichen Erziehung. 20 Pf.
305. Leidolph, Über Methodik u. Technik des Geschichtsunterrichts. 40 Pf.
306. Köhler, Schule und Kolonialinteresse. 40 Pf.
307. Clemenz, Die Beobachtung und Berücksichtigung der Eigenart der Schüler. 60 Pf.
308. Dietrich, O., Wie kann die Schule bei der Fürsorge um die schulentlassene männliche Jugend mitwirken? 40 Pf.
309. Baumann, Prof. Dr., Universitäten. 1 M 20 Pf.
310. Jungandreas, Zur Reform des Religionsunterrichts. 40 Pf.
311. Hermann, Dr. med., Heilerziehungshäuser (Kinderirrenanstalten) als Ergänzung der Rettungshäuser und Irrenanstalten. 25 Pf.
312. Michel, O. H., Die Zeugnisfähigkeit der Kinder vor Gericht. 1 M.
313. Prümers, A., Zwölf Kinderlieder. Eine analytische Studie. 30 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.




Princeton University Library
32101 064744814

